



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

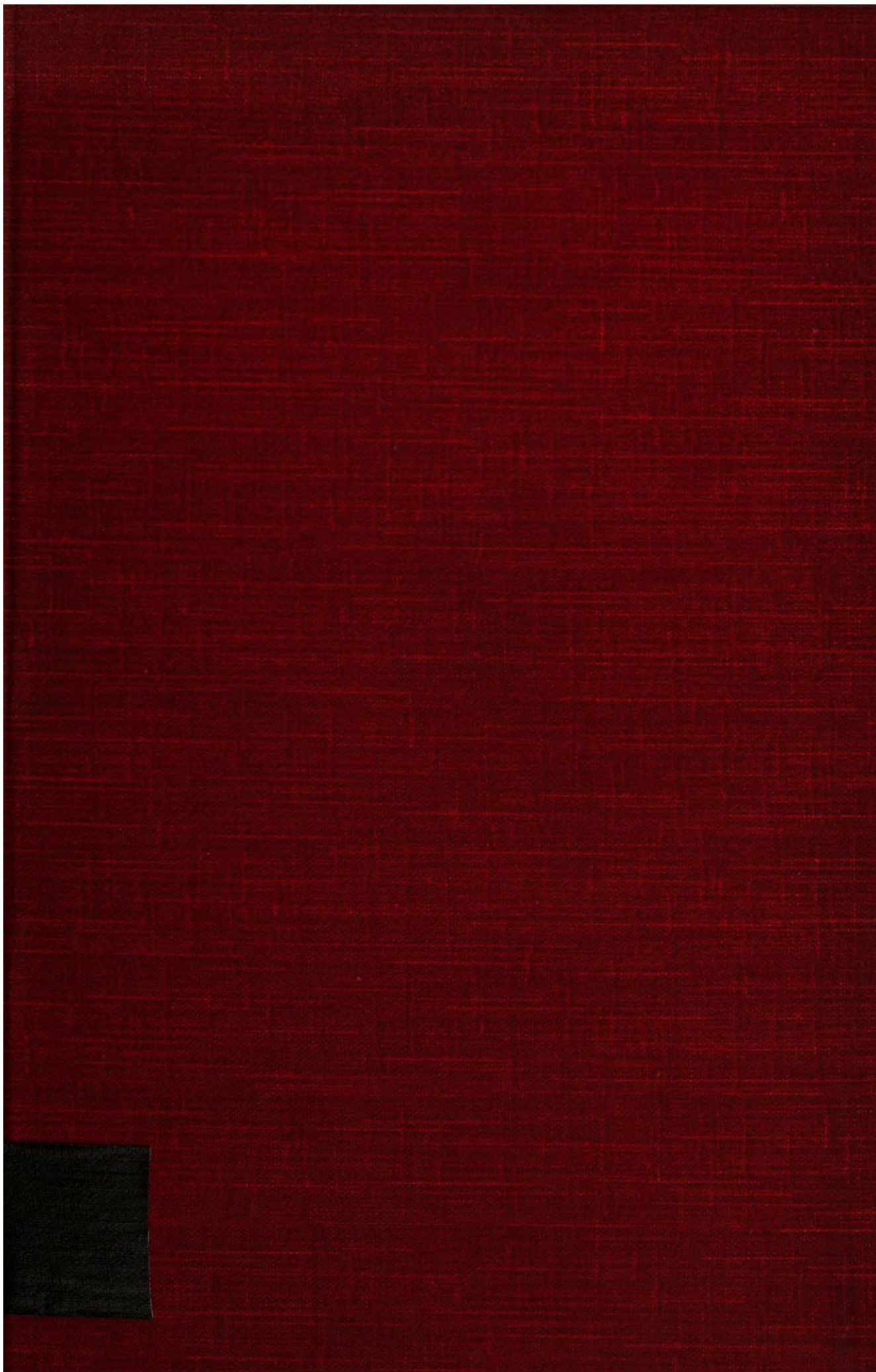
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



~~311 a 45~~

REP. G. 3997



L665-D

~~FR 764 A. 1~~



Die Klosterschülerin.



Die Klosterschülerin.



Roman aus der Gegenwart.

Von

Ernst Eckstein.



Dresden und Leipzig
Verlag von Carl Reißner

1899.





Erstes Kapitel.

Maleska von Kronach schritt Arm in Arm mit einer der Ursulinerinnen, die bis heute ihre Erziehung geleitet hatten, durch den schweigsamen Klostergarten. Die übrigen Schülerinnen hatten noch Unterricht; sie selber war im Hinblick auf ihre morgen bevorstehende Abreise beurlaubt worden.

Das achtzehnjährige Mädchen setzte sich mit der lieblichen Schwester Marguerite, die selber noch blühend und jung war, kaum siebenundzwanzig, auf die hölzerne Bank unter dem halb schon vermorschten uralten Lindenbaum und ließ ihre Blicke mit augenscheinlicher Wehmut über die kleine basaltgraue Kapelle schweifen, die da im Glanze der Spätnachmittagssonne, von Fliedersträuchen und knospendem Rotdorn umbuscht, so friedlich und

traut vor ihr lag. Wie oft hatte sie von dieser Stelle aus die schlichte harmonische Architektur des edel-zierlichen Bauwerks bewundert, an das sich die liebsten Erinnerungen ihrer jetzt beendigten Schulzeit knüpften! Und heute sah sie nun diese gotischen Fenster, diesen luftig durchbrochenen Turm, diese blumengeschmückten Pfeiler und Wimperge zum letztenmal! Und drüben das stille, ernste und doch so gottgefegnete Haus! Und den prächtigen, unvergleichlichen Garten mit seinen rauschenden Ulmen, Kastanien und Buchen, mit seinen Maiblumen und Lilien! Ja, das war nun die Trennungsstunde! Morgen schon würde Baleska von Kronach die glückselige Einsamkeit des belgischen Klosters Arley mit dem geräuschvollen Treiben der kunstfrohen Großstadt am Rhein vertauschen; ach, und vielleicht auf lange hinaus nicht mehr zurückkehren in diese heiligen Mauern, wo sie drei volle Jahre hindurch so über alle Beschreibung glücklich gewesen war. Gleichsam zur Abschiedsfeier hatte sie heute vormittag in der Kapelle dort kommuniziert und aus dem Munde des ehrwürdigen Mönchs Tarnot die Absolution empfangen. Sie fühlte sich jetzt so rein, so makellos und so völlig mit ihrem Gott versöhnt, daß der

Gedanke an die sündhafte Welt da draußen ihr unschuldigem Herz mit seltsamer Angst erfüllte. Es bangte ihr vor den Steinen, die der Zufall oder die Lücke der Mitmenschen den Kindern Gottes so leicht in den Weg schleudert. Dabei empfand sie etwas wie Beschämung über ihr Angstgefühl. Sie kehrte ja doch in ihr unvergeßliches Heim zurück, in die Obhut eines geliebten Vaters, der als ehemaliger preußischer Offizier und als Sprößling eines altwestfälischen Adelsgeschlechtes die geachtetste Stellung einnahm, und vor allem ans Herz einer frommen, strenggläubigen Mutter, die sich inmitten der anspruchsvollsten Geselligkeit ihre heilige Religion unangetastet bewahrt und sich den Uebungen der römisch-katholischen Kirche nur in zwingenden Ausnahmefällen entzogen hatte. Wo diese herrliche Mutter so ganz und gar ohne Schädigung ihres Glaubens und ihrer christlichen Tugend gediehen war, zum Teil im Verkehr mit Andersgläubigen, Gleichgültigen, ja selbst mit offenkundigen Gegnern, da würde auch sie wohl unbeschädigt den Weg wandeln können, den sie sich vorgesetzt, dessen getreuliche Innehaltung sie erst heute wieder gelobt hatte, als ihr der Numonier unter den sanft rauschenden Klängen der Orgel den

Leib des Herrn reichte. Und bei all ihrer Schwärmeri für das Kloster und die gütigen Schwestern entsprach die Rückkehr doch auch dem tiefften Drang ihres Herzens. Wenn sie sich ehrlich prüfte, mußte sie das vor sich selbst zugeben. Ja, sie freute sich unaussprechlich aufs Wiedersehen, auf das Betreten der lieben Räume, die ihr jetzt manchmal nur noch wie in der fahlen Beleuchtung eines unklaren Traumes vorschwebten, auf die Spaziergänge und Ausfahrten, auf die Stunden, da sie dem Vater vorlesen oder der Mutter in ihrem häuslichen Wirkungskreis helfen durfte.

Jetzt, unter dem Wipfel des breit-schattenden Lindenbaumes, im Anblick der stillen, friedsam-schönen Kapelle und des schweigsamen Gartens gewann die Wehmut und die Abschiedsbe-kommenheit völlig die Oberhand. Nachdem Baleska von Kronach ein paar Minuten lang wortlos die Finger Schwester Marguerites umflammert gehalten hatte, warf sie sich der lieblichen Urfulinerin leidenschaftlich ans Herz, lehnte den Kopf mit den tiefschwarzen Flechten wie hilflos an Schulter und Wange der jungen Nonne und brach in Thränen aus.

„Aber ich bitte Sie, liebste Baleska,“ sagte die

Ursulinerin, der Weinenden zärtlich das volle Haar streichelnd, „Sie thun ja gerade, als läge dies Kloster Arley am Ende der Welt! Wenn Ihre Sehnsucht einmal gar zu unwiderstehlich wird, dann kostet es ja nur ein paar Stunden Fahrt, und Sie sind wieder da und verleben mit uns ein paar Tage in froher Gemeinschaft.“

„Das klingt wohl tröstlich!“ schluchzte Baleska.
„Aber ich weiß nicht recht —“

Und nun sprach sie in kurzen, abgerissenen Worten von dem, was ihr den ganzen Tag über vorgeschwebt und was sie zum Teil sich selber schon widerlegt hatte: von den Gefahren der großen Welt.

„Mein liebes Kind,“ versetzte die Ursulinerin, „Sie quälen sich da wirklich ganz ohne Grund! Sind Sie umsonst enfant de Marie geworden? Wenn Sie die himmlische Gottesmutter recht tief in der Seele tragen, wird selbst die Hölle vergebens auf Sie einstürmen. Ein Schützling der Gnadenreichen wandelt ruhig über den Abgrund wie unser Herr und Heiland auf den Wassern des Sees Genezareth. Wir Frauen können ja doch nicht alle der Welt entsagen, um zeit lebens hinter den Klostermauern Zuflucht und Heimstätte zu finden. Das liegt gar

nicht im Willen Gottes, der an die meisten unseres Geschlechtes noch andere Forderungen stellt als die gläubige Hingebung.“

Baleska nickte. „Ich sehe das ein, Schwester Marguerite,“ sagte sie leise. „Und ich weine auch gar nicht deshalb, obschon es ja herrlich sein muß, ein für allemal sich in den Schoß des allgütigen Gottes zu betten wie eine Taube ins Nest. Ich bin auch im Grund meines Herzens nicht bange, daß mich die Hölle verlocken könnte. Alles das habe ich in meiner Verwirrung so hingeredet. Aber ich fürchte, daß mich der Uebergang aus dieser heiligen Stille und Friedsamkeit in das Leben da draußen, das ich so wenig kenne, manchmal erschrecken wird. Und ich muß ja doch nun allmählich Gesellschaften und Bälle besuchen und auch sonst wohl mit Herren verkehren, für die ich so gar kein Interesse empfinde —“

Schwester Marguerite lächelte. „Alles das fügt sich leichter als Sie vermuten. Die Tochter eines der reichsten, vornehmsten Häuser hat doch gewisse Verpflichtungen. Was sag ich: Verpflichtungen? Maßvoll und reinen Herzens betrieben hat die Sache für ein achtzehnjähriges Mädchen sogar einen großen Reiz. Sie werden das kennen lernen.“

Waleska blickte erstaunt zu ihr auf. „Ich wundere mich, Schwester Marguerite,“ sagte sie zögernd, „daß gerade Sie mir eine so weltfreundliche Predigt halten. Sie selbst haben ja doch von dem, was Sie da preisen und rühmen, nichts wissen wollen. Sie haben den Schleier genommen, trotz Ihrer großen Jugend und Schönheit. Ja, Sie brauchen nicht mit dem Kopfe zu schütteln. Es ist keine Sünde, wenn ich das sage. Sie sind schön wie ein Engel.“

Die Stirn der jungen Nonne umwölkte sich. „Ich höre das ungern,“ sagte sie mild, beinahe schmerzlich. „Was Sie da meine Schönheit nennen, hätte mich beinahe vom Pfade des Glaubens hinweggeführt. Aber das liegt ja nun, Gott sei Dank, weit hinter mir. Ich habe den Schleier genommen, weil ich im irdischen Leben nichts mehr zu suchen hatte. Ehe ich hier eintrat, war ich starr und verzweifelt: jetzt bin ich heiter und ruhig und voll göttlicher Zuversicht. Ich stand allein auf der Welt: jetzt habe ich hier eine große, liebe Familie, die meiner in Treue sich annimmt und mir lebendige, zweckvolle Aufgaben stellt. Bei Ihnen, liebe Waleska, trifft das alles nicht zu. Die Charaktere und Schicksale der Menschen sind eben gar verschieden. Wenn Sie

jetzt dauernd hier bleiben, wer weiß, ob Sie dann nicht doch mit der Zeit eine Sehnsucht empfinden würden, die Ihren Frieden zerstören müßte. Jedenfalls ist es jetzt Ihre Pflicht, Ihren herzlichen Eltern ein recht frisches, frohes, zufriedenes Antlitz zu zeigen und Ihr Heimweh nach unserem Kloster mutig zu unterdrücken."

Baleska war nachdenklich geworden. In diesem Tone hatte die junge Schwester noch niemals zu ihr gesprochen. Was mochte das für ein Schicksal sein, auf das sie jetzt in der Scheidestunde so wehmütig anspielte?

"Sie haben recht, Schwester Marguerite," sagte sie leise. "Recht, wie immer. Ihren Ratschlägen möchte ich folgen, solange ich lebe! Ach, und morgen schon —!"

Die beiden umarmten und küßten sich voll zärtlicher Inbrunst. Dann erhoben sie sich. Wie in stillschweigender Uebereinkunft schritten sie nach der Kapelle. Die schwere geschnitzte Holzhür drehte sich ohne Geräusch. Durch die Glasmalereien der Westfenster fiel rotes und blaues und goldgelbes Sonnenlicht. Rechts über dem festlich geschmückten Altar — man war im Mai, im Marienmonat — grüßte

das Bildnis der ewigen Gottesmutter in sanfter Holdseligkeit aus der Umrahmung. Baleska und Schwester Marguerite knieten vor dem Altar nieder und falteten andächtig die Hände. Durch die Wölbungen des kleinen Gotteshauses schien ein heiliges Brausen und Rauschen zu gehen, wie von unsichtbar dahinschwebenden Engelschwingen. Die Seelen der beiden Mädchen verschwisterten sich in heißem, lautlosem Gebet. Marguerite flehte für Fräulein von Kronach und Fräulein von Kronach für Marguerite allen Segen des Himmels und alle Gnade der Schmerzensreichen herab. Und Baleska gelobte sich, wenn ihr jemals im Leben etwas begegnen sollte, was ihr den Rat und die Hilfe einer wirklichen Freundin wünschenswert mache, sich an diese starkherzige, liebliche, gottselige Ursulinerin zu wenden, die trotz aller Schicksalsschläge so klar und gefestigt war im sonnigen Glauben an ihren Herrn und Erlöser.





Zweites Kapitel.

Nach Verlauf einer Stunde fanden sich sämtliche Insassen des Klosters im Refektorium zusammen, wo fünf längliche Tische in Hufeisenform einfach, aber zierlich und sauber gedeckt waren. Die Frau Abtissin, eine wohlwollend dreinschauende, würdige Dame von einigen Fünfszigen, hatte den Ehrenplatz in der Mitte der Tafel. Dann kamen zu beiden Seiten die ältesten Schwestern, von der reizlosen Handarbeitslehrerin Schwester Agathe bis zu der wohlgenährten Geographielehrerin Schwester Susanne, deren Doppelfinn etwas unendlich Gutmütiges, aber auch etwas Derbkomisches hatte. Die jüngeren Nonnen saßen mehr nach dem Ende der Tafel zu, bei den Böglingen, etwa dreißig schwarz und hellblau gekleidete Mädchen von vierzehn bis

achtzehn Jahren, meist deutscher, zum Teil auch holländischer Nationalität, die hier im Kloster Arley Gottesfurcht und weltliche Wissenschaft, besonders französische Konversation lernen sollten, denn das Französische war nicht nur während der Unterrichtsstunden, sondern auch bei den Mahlzeiten, Spaziergängen und Spielen die einzig erlaubte Verkehrssprache.

Das Abendessen verlief in der gewöhnlichen Weise. Zum Beginn sprach eine der Pensionärinnen ein kurzes Gebet. Dann genoß man unter zwanglosem Plaudern die leichten, schmackhaften Speisen der vorzüglich geleiteten Klosterküche, erzählte sich die kleinen Erlebnisse des Tages, ließ auch wohl dann und wann einmal ein Wort über gewisse Ereignisse der Außenwelt fallen und war fröhlich und guter Dinge. Den Klosterschwestern setzte die Schaffnerin leichten Bordeaux in kleinen Krystallfläschchen vor; die Böglinge bekamen vorschriftsgemäß nur Quellwasser, da die Aebtissin die sehr vernünftige Ansicht hegte, für jugendliche Personen sei dies der einzige wirklich bekömmliche Trank.

In der Nähe der liebreizenden Schwester Marguerite verfiel das Gespräch auf Mansen und seine

damals noch nicht beendete Nordpol-Expedition. Unter dem Beifall sämtlicher Umstehenden ließ Marguerite ihrer Bewunderung Ausdruck für die alles überwindende Tapferkeit dieser Männer, die, um der Menschheit zu dienen, dem Tode in hunderterlei Gestalten trotzen.

„Mais non!“ rief da mit klangloser Stimme die ältliche Handarbeitslehrerin Schwester Agathe von ihrem Ehrensitz neben der Frau Lebthistin herunter. „Ich bitte Sie, Schwester Marguerite, wie mögen Sie nur den Kindern eine so grundverkehrte Anschauung einimpfen? Was dieser Mensch da wagt in seiner verwerflichen Ruhmbegier, das heißt Gott versuchen. Es steht geschrieben: ‚Wer sich in Gefahr begiebt, der kommt darin um‘. Und Gott läßt sich nicht spotten. Nicht umsonst hat er die dunklen Regionen des Nordlandes mit Schrecknissen umtürmt und ewige Finsternis über den Pol gelagert . . .“

„Nur halbjährige,“ fiel ihr Schwester Susanne, die wohlgenährte Geographielehrerin, freundlich ins Wort.

„Gleichviel! Gott will nicht, daß wir die Schranken, die er in seiner unendlichen Weisheit dem menschlichen Fürwitz gezogen hat, aus Ueber-

hebung und Eitelkeit antasten. Und glaubt mir: dieser tollkühne Norweger wird von seiner gottlosen Fahrt nie wieder zurückkehren! Ich fühle das mit so unmittelbarer Gewißheit, als ob mir's die Heiligen selbst offenbart hätten."

Marguerite war heftig errötet. Sie wollte der strengen Handarbeitslehrerin etwas erwidern. Aber da klang schon die mild-versöhnende Stimme der Frau Aebtissin, die ihre schneeweiße Hand auf Schwester Agathens knöchigen Arm gelegt und ihr begütigend zugenickt hatte.

"Streiten wir nicht, meine Kinder!" sagte sie ernsthaft. "Gott allein, der das Herz sieht, weiß, ob jener Mann aus kleinlichen oder aus edlen Beweggründen handelt. Er wird ihn dereinst richten nach seinem Verdienst. Setzt aber möchte ich eure Aufmerksamkeit von diesen äußeren Geschehnissen auf eine Angelegenheit lenken, die uns unmittelbarer und tiefer berührt . . ."

Alle Blicke wandten sich unwillkürlich zu Fräulein von Kronach.

"Liebe Schwestern und treue Zöglinge!" fuhr die Aebtissin fort. "Die gemeinsame Abendtafel von heute wird nun die letzte sein, an der sich unsere

Baleska von Kronach als Pensionärin beteiligt. Morgen schon mit dem frühesten verläßt sie dies Kloster, um in die Arme der Eltern zurückzukehren. Da fühle ich das Bedürfnis, ihr in Gegenwart aller noch einmal zu sagen, was ich ihr neulich unter vier Augen gesagt habe: daß ich in ihr meine beste und liebenswerteste Schülerin hergebe. Merkt wohl — ich sage nicht: meine liebste Schülerin, denn mein Herz umfaßt euch alle mit gleicher Liebe. Aber ich darf wohl behaupten: Baleska von Kronach hat unter euch allen den ersten Kranz verdient. Seit Jahren besaß unser Kloster keine so fleißige, fromme, anspruchslose Genossin wie dieses teure Mädchen da. Ich kann euch das getrost in ihrer Gegenwart sagen. Sie wird nicht hoffärtig werden, sondern in meinen Lobsprüchen nur einen Sporn erblicken zu weiterem gottwohlgefälligen Lebenswandel.“

Ein beifälliges Murmeln ging durch das Refektorium. Baleska sah verwirrt in den Schoß. Die Aebtissin fuhr fort:

„Jedenfalls darf sich unsere Baleska versichert halten, daß sie hier treue und wahrhafte Freunde zurückläßt, die ihr ein zärtliches Andenken zeitlebens bewahren werden. Unsere glühendsten Segenswünsche begleiten sie.“

„Oh, oui!“ klang es von allen Seiten. „Chère enfant! Elle est si bonne et si douce!“

Fräulein von Kronach errötete und erblaßte. Halb zaghaft erhob sie sich. Schwankenden Schrittes eilte sie auf die Aebtissin zu, kniete vor ihrem Lehnstuhl nieder und küßte ihr leidenschaftlich die Hand.

„Oh, ma mère!“ hauchte sie voll brünstiger Dankbarkeit.

Die Aebtissin war so bewegt, daß ihr die Thränen ins Auge stiegen. Sie hob das zitternde Kind auf und schloß es in ihre Arme wie eine rechte Mutter.

Endlich sprach sie mit fester Stimme:

„Ja, meine Tochter, es thut uns bitterlich weh, daß du von hinnen ziehst. Aber — auch das muß ich betonen — in dieses Weh mischt sich ein freudiges Hochgefühl. Für die heilige römisch-katholische Kirche bedeutet es immer ein schätzbares Ereignis, wenn ein so tiefgläubiges, reines Geschöpf wie du, meine süße Baleska, hinaus in die Welt tritt, um durch sein bloßes Dasein für uns zu wirken. Nicht nur der Unglaube und das Laster sind ansteckend, das Gleiche gilt auch von der wahrhaften Frömmigkeit. Und gerade zu dir, meine Tochter, habe ich ein felsenfestes Vertrauen! Du wirst der Kirche und

ihren göttlichen Offenbarungen allezeit und in jedem Sturme des Lebens die Treue bewahren. Du wirst so mithelfen an der Förderung ihres gewaltigen Werkes — zu Gottes und deines Erlösers Ehre! Und nun rege dich nicht weiter auf! Wir bleiben vereint — auch in der Trennung!"

Valeska war unfähig, etwas zu antworten. Dem Winke der Aebtissin gehorchend, ging sie auf ihren Platz zurück.

Nach beendigter Mahlzeit strömten die Schwestern und Böglinge von allen Seiten auf Fräulein von Kronach ein. Jedermann fühlte den Drang, dem lieben Mädchen wie zur Befräftigung dessen, was die Aebtissin gesagt hatte, die Hand zu drücken oder die sanftglühende Wange zu küssen.

Ganz zuletzt, als sich schon sämtliche Nonnen und Böglinge entfernt hatten und auch Valeska die breite Granitschwelle nach dem Garten betrat, wurde sie noch einmal zurückgehalten. Es war Schwester Agathe, die Handarbeitslehrerin, die sich mit ihren langen fleischlosen Fingern an der Schulter Valeskas festhatte und jäh aufloodernden Blickes ein Zwiegespräch heischte.

Schwester Agathe stand trotz ihrer untergeord-

neten Lehrthätigkeit in großem Ansehen. Vor Jahren schon hatte sie allerlei sonderbare Visionen gehabt. Es hieß, der heilige Mamertus sei ihr in Gestalt eines weißen Engels erschienen und habe ihr wertvolle Ratschläge für ihren kranken Bruder erteilt. Später wollte sie auch Dämonen und böse Geister gesehen, aber durch kräftige Anrufung des Mamertus verscheucht haben. Der Wundarzt Labiche, der ihr drei Wochen lang einen Knöchelbruch behandelt hatte, war der Meinung gewesen, das Nervensystem der Patientin sei im höchsten Grad überreizt. Er empfahl ihr nach vollendeter Heilung des Fußes kalte Bäder und viel Bewegung in freier Luft. Schwester Agathe jedoch erklärte ihm kopfschüttelnd, sie fühle sich außerordentlich wohl — und hatte am folgenden Tag wieder eine Erscheinung, die ihr etliche Stunden der größten Aufregung zuzog. Mit jedem beginnenden Morgen ward sie nun herber und hochfahrender. Niemand liebte sie recht, aber just ihre Schroffheit flößte namentlich den jüngeren Nonnen und den verängstigten Böglingen eine Art schauernder Ehrfurcht ein.

Die Handarbeitslehrerin zog Baleska von Kronach gebieterisch nach der vorhangumkleideten Fensterbank. Dann drückte sie ihr pathetisch die Rechte.

„Auch ich, meine liebe Baleska, bedaure Ihr Scheiden von ganzer Seele!“ raunte sie wehevoll. „Ghe Sie nun Kloster Arley verlassen, möchte ich Ihnen aus heiligster Ueberzeugung ein Wort ins Gemüt senken, das Ihnen wohl bis jetzt noch niemals gesagt worden ist. Dies Wort lautet: Fliehe den Verkehr mit den Abtrünnigen! Sie verstehen mich, Baleska! Abtrünnige im Sinne des Herrn sind ja nicht allein diejenigen, die seine Gnade besessen und sie dann schnöde verleugnet haben, sondern auch jene tausendmal Unglückseligen, die da im Glend der Ketzererei und der geistigen Finsternis aufwachsen. Teure Baleska! Weichen Sie diesen Beklagenswerten aus, wo immer sich die Begegnung vermeiden läßt!“

Fräulein von Kronach wußte nicht, was sie erwidern sollte. Im Haus ihrer Eltern verkehrten wenigstens fünf oder sechs Familien evangelischer Konfession. Wie sollte sie's möglich machen, jeder Berührung mit diesen Leuten enthoben zu werden?

„Ich fühle mich frei von Haß gegen die Andersgläubigen,“ fuhr Schwester Agathe fort, noch immer die Hand des jungen Mädchens fest in der ihrigen haltend, „aber ich weiß, wie rückhaltslos die ewig Verlorenen Propaganda für ihren Unglauben machen.

Hüten Sie sich, Baleska! Wenn Sie im Herzen auch nur ein Jota von dem aufgeben, was Sie als gläubige Katholikin vor dem Altare Gottes bekant haben, wahrlich, dann wäre es besser für Sie, man würfe Sie in das Meer, wo es am tiefften ist! Wie in dem Himmelreich mehr Freude ist über den Sünder, der sich bekehrt, als über hundert Gerechte, so ist auch mehr Trauer über ein einziges Lämmlein, das sich verliert, als über zehntausend Fremdlinge, die niemals zu der Schar der Erlorenen gehört haben. Denken Sie dieser Warnung zu jeder Tagesstunde! Sie wissen, Baleska, der Satan geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge! Und glauben Sie mir: ich sehe hier schärfer als meine sämtlichen Mitschwestern! Gott der Allmächtige hat mir den Einblick verstattet in Dinge, die noch nicht sind, aber am Horizont empor-drohen wie ein aufsteigendes Unwetter!“

Hestig erschrocken stammelte Fräulein von Kronach ein paar Worte des Dankes. Nun ließ Schwester Agathe sie los und machte wie traumverloren das Zeichen des Kreuzes. Schwer atmend schritt Baleska in den abenddämmerung-umhüllten Klostergarten.



Drittes Kapitel.

Es war acht Monate später — mitten im Winter. Baleska von Kronach hatte sich daheim bei den Eltern wieder vollständig eingelebt. Der Briefwechsel mit der Frau Abtissin, mit Schwester Marguerite und den zwei oder drei Zöglingen, die sich enger mit Baleska befreundet hatten, nahm schon ganz erheblich ab. Nicht etwa, daß sich in der Gesinnung Baleskas irgend ein Wechsel gezeigt hätte; aber die Gegenwart stellte von Tag zu Tag größere Anforderungen und drängte so die Vergangenheit stark in den Hintergrund.

Das Kloster hatte an Sprachen nur Französisch gelehrt. Das bißchen Englisch, das Baleska früher in ihrer heimatlichen Töchterchule gelernt, drohte sich ganz zu verflüchtigen. Ihr Vater jedoch, selbst

ein ausgezeichnete Kenner des Englischen, machte sich darüber Vorwürfe. Er trug Sorge dafür, daß nach beendetem Sommerausflug alles Versäumte von Grund aus nachgeholt wurde. Waleška bekam wöchentlich sechs zweistündige Lektionen bei der alten geistreichen Schottländerin Miß Waird, die ihre Schülerin sehr ausgiebig mit schriftlichen Arbeiten in Anspruch nahm. Ein regelmäßiger Klavier- und Gesangsunterricht, ein Kursus im Damen-Tanzinstitut von Wilbrandt, sowie an drei Vormittagen rastlose Beschäftigung in der Küche thaten das übrige. Außerdem hatte der Oberst von Kronach sich aus der Zeit seiner Aktivität eine leidenschaftliche Vorliebe für den Reitsport bewahrt. Da seine zarte, etwas furchtsame Frau sich niemals hatte entschließen können, ein Pferd zu besteigen, so lockte ihn das Vergnügen, mit seiner blühenden, starknervigen Tochter auszureiten, unwiderstehlich. Waleška erhielt Reitunterricht und war schon Anfang Oktober in ihrer Führung so sicher, daß sie den Vater überallhin begleitete.

Allmählich war so das stille Heimweh des jungen Mädchens nach Kloster Arley vollständig erloschen. Sie betete fleißig, besuchte mit großem

Eifer den Gottesdienst und war im Herzen die fromme, treue Baleska von ehedem. Aber sie sah doch jetzt ein, daß nicht nur die friedsame Weltabgeschiedenheit und Beschaulichkeit ihren Reiz hat. Auch die Arbeit hier draußen und der harmlose Genuß der Weltfreuden brachte Befriedigung, zumal wenn man sich innerlich eins fühlte mit dem All-ewigen und als Hintergrund dieser Arbeit und dieser Freuden ein trauliches Heim hatte, ein liebe- und schutzgewährendes Elternhaus.

Jetzt, nach dem Christfeste, nahm die Lebensführung Baleskas eine etwas veränderte Physiognomie an. Bis dahin hatte Fräulein von Kronach nur an etlichen ganz intimen Dinern und an drei oder vier Mädchengesellschaften teilgenommen. Nun kam die Ballsaison. Baleska sollte zum ersten Male der großstädtischen Welt als vollendete Dame vorgestellt werden.

Am sechsten Januar gab der Kommerzienrat Dynberge in seiner prachtvollen Villa am Nordweg den ersten Hausball, zu dem auch die Kronachs geladen waren. Die Hausbälle des Kommerzienrats Dynberge erfreuten sich eines bedeutenden Rufes. Die Villa am Nordwege galt für ein neutrales

Gebiet, auf dem sich alles begegnete, was aus irgend einem Gesichtspunkte Anspruch auf Bedeutung erhob — der Adel, das Offiziercorps, das höhere Beamten-tum, die Künstler, die Geldaristokratie. Man rühmte das glückliche Einvernehmen, das unter dem Fittich der kommerzienrätlichen Gastfreundschaft zwischen den aller verschiedensten Kreisen und Individualitäten herrschte.

Baleska von Kronach war fast den ganzen Tag über in heimlicher Aufregung. Die unzuverlässige Schneiderin hatte sich ganz erheblich mit dem Ballkleide verspätet; sie brachte die reizende Merveilleux-robe, die sie auf acht Uhr früh zugesagt hatte, erst in den Nachmittagsstunden, was natürlich die Unrast des jungen Mädchens beinahe zum Fieber steigerte.

Als Baleska nach Absendung dreier Boten zum fünfzigsten Mal aus dem Fenster sah, ob die Ersehnte noch immer nicht auftauche, fiel ihr Blick auf eine fromme Schwester, die im dunklen Gewand, am Gürtel den Rosenkranz mit dem blinkenden Kreuz, über die Straße ging und ruhigen Schrittes in ein benachbartes Haus trat, wo sie vermutlich am Siech-bette eines Schwerkranken beschäftigt war. Da stieg

dem mißvergnügt harrenden Mädchen plötzlich das Kloster Arley und die stille, frommgläubige Schar der Ursulinerinnen so greifbar und deutlich vor dem inneren Auge empor, daß sie beinahe erschraf. Sie kam sich so strafbar-weltlich vor, so über die Maßen kleinlich und gottvergessen. Erst mit Aufbietung all ihrer Logik mußte sie sich beweisen, daß es doch keine Sünde sei, einem erlaubten Vergnügen mit wirklicher Teilnahme des Herzens entgegenzusehen und über die drohende Verzögerung etwas Ungeduld zu empfinden. Eins aber ward sie trotz der unleugbaren Folgerichtigkeit ihrer Betrachtung nicht los: das Bewußtsein des schroffen Gegensatzes zwischen dem sonnigen Gleichmut und der glückseligen Ruhe im Kloster und der peinvollen Mißstimmung dieses Nachmittags, peinvoll und kindisch zugleich, weil ein so unbedeutendes Vorkommnis wie die Unpünktlichkeit ihrer Schneiderin die Veranlassung war. Sie gelobte sich, von jetzt ab den Dingen dieser vergänglichen Welt kaltblütiger gegenüberzustehen.

Die Ballrobe kam. Bei all ihren guten Vorsätzen spürte Baleska ein starkes Herzklopfen, als sie in der Beleuchtung des sinkenden Tages das blüthen-duftige Meisterwerk über die Drahtpuppe hängte und

dann die Kolläden herabließ, um eigenhändig den Kronleuchter anzuzünden. Im Schimmer der Gasflammen sah das liebe Rosa des Kleides noch zarter und wolkiger aus als bisher bei den Anproben. Die Garnierung war einfach und doch höchst vornehm und eigenartig. Waleśka mußte in diesem Lichtgewand ausschauen wie eine Elfe. Sie fühlte das — und obſchon ſie nicht eitel war, ſtrömte ihr doch das Blut heiß in die Wangen.





Viertes Kapitel.

Punkt acht fuhr der Wagen vor. Valeska sah in der That reizend aus. Selbst Frau von Kronach, die es sonst grundsätzlich vermied, ihrer Tochter zu schmeicheln, strahlte vor Mutterstolz. Der Oberst leistete sich ein halb unterdrücktes militärisches Kraftwort.

In der Villa des Herrn Kommerzienrats war alles bis auf das letzte Fenster erleuchtet. Das Treppenhaus glich einem jungblühenden Garten. Rechts und links von den bunten farbigen Läufern quoll aus riesigen Kübeln die großartigste Fülle exotischer Blumen und Blattpflanzen. Die Ecken des Vestibüls waren mit vier hochragenden Palmen besetzt, die reich vergoldeten Eisengeländer des Aufganges mit Rosen und Weilchen geschmückt. Gleich

beim Eintreten hörte man eine sanft-schmelzende, wunder süße Musik, die mit traumhafter Unwiderstehlichkeit auf die Nerven fiel.

Die Gesellschaft versammelte sich oben rechts in dem altrömisch dekorierten Empfangssaal. Der Wirt, ein vornehmer, höchst sympathischer Fünziger und seine weltfluge, liebenswürdige Frau, der man die unlängst erreichte Vierzig trotz der blendenden Klarheit des elektrischen Lichtes nicht ansah, machten mit ungekünstelter Herzlichkeit die Honneurs. Man begrüßte sich, ward hier und da vorgestellt, engagierte und plauderte. Dazwischen reichten die scharlachrot gekleideten Diener den Thee.

Baleska, die in dem tiefdunklen Haar keinerlei Schmuck trug und auch sonst bei aller Frühlingsduftigkeit ihres Gewandes den Eindruck vornehmer Schlichtheit machte, gefiel außerordentlich. Ihr frisches, offenes, liebes Gesicht, das gar bald jeden Hauch von Befangenheit abstreifte, und die bezaubernde Anmut ihrer Gebärden wirkte auf alt und jung wie belebender Sonnenschein. Die tanzlustigen Herren drängten sich geradezu stürmisch an sie heran. Im Handumdrehen war ihre Tanzkarte bis auf die letzte Nummer gefüllt. Und sie freute sich dieses

Erfolges wie ein glückseliges Kind, das bei der Weihnachtsbescherung den Gabentisch mustert. Auch ihre Mutter, die sehr bald um das Ergebnis wußte, empfand eine tiefe Genugthuung. Aber aus Grundsatz ließ sie von dieser Genugthuung nichts merken.

Mit dem Glockenschlage halb zehn nahm der Ball seinen Anfang.

Ein glänzender Offizier, der Leutnant von Hombrecht, hatte den Vorzug, mit Waleška die Polonaise zu gehen. Es war ein reizvoller, herzerquickender Anblick, das schlanke, blühende Mädchen so am Arme dieses hochgewachsenen Kavaliere durch den Saal wandeln und in harmloser Fröhlichkeit plaudern zu sehen, während die lockendsten Melodien aus der Goldmuschel des reichbesetzten Orchesters herniederbrausten. Waleška schien völlig im Genuß dieses Geplauders, dieser Musik, dieses flutenden Lichtmeeres aufzugehen.

Frau von Kronach, die seit etlichen Jahren auf Bällen grundsätzlich — sie war außerordentlich reich an Grundsätzen — jede aktive Beteiligung ablehnte, saß vorn auf der Estrade neben der alten verwitweten Frau Landgerichtsdirektor Rnauff und verfolgte, zunächst schweigend, jede Bewegung ihres ge-

liebten Kindes mit fast leidenschaftlicher Aufmerksamkeit. Obschon sie grundsätzlich eine große Feindin voreiliger Kombinationen war und früher bei anderen Ballmüttern dergleichen Verfehlungen scharf gerügt hatte, konnte sie doch nicht umhin, die Thatsache festzustellen, daß der Leutnant von Hombrecht und ihre Waleška ausgezeichnet zusammenpaßten; daß die beiden in der Kolonne, die da so vielgestaltig vorbeidefilirte, unstreitig das schönste Paar bildeten; und daß der Leutnant vom Hombrecht nicht nur vornehm, liebenswürdig und schön, sondern auch recht vertrauenerweckend, intelligent und bedeutend ausseh. Sie selbst hatte bis jetzt mit Arthur von Hombrecht nur ein paar Worte gewechselt. Jetzt aber verspürte sie den dringenden Wunsch, diesen prächtigen jungen Mann so bald als möglich in längerem Zwiegespräch auszuholen und gründlich kennen zu lernen. Man konnte nicht wissen . . . Wie die zwei miteinander verkehrten, machten sie trotz aller äußeren Reserve, die ihnen Takt und Erziehung ja auferlegten, manchmal den Eindruck, als spreche hier unwillkürlich aus Miene und Blick eine tiefere Sympathie . . . Es war ja nicht ohne Beispiel, daß bei jungen, edel veranlagten Herzen die erste Begegnung entscheidend

für's Leben blieb. Frau von Kronach, deren Belesenheit in den Klassikern sonst nicht hervorragend war, erinnerte sich der Festscene aus Shakespeares „Romeo und Julia“ . . . Schon der Umstand, daß sich der Leutnant gerade die Polonaise von Baleska erbeten hatte, schien hier bedeutungsvoll. Dieser Tour wohnte ja immer etwas Schwerwiegend-Symptomatisches bei. Meistens erwählte man sich zur Polonaisenpartnerin die heimlich Bevorzugte . . .

Frau von Kronach erschraf, als sie sich so — im Widerspruch mit ihren Grundsätzen — bei Gedanken ertappte, die einer ganz gewöhnlichen Durchschnittsballmutter würdig gewesen wären. Sie hatte doch sonst etwas so Distinguiertes und erhob sich so turmhoch über das flache Niveau der Alltäglichkeit! Einen Augenblick lang glaubte sie über sich selbst erröten zu müssen. Dann aber zuckte sie wie zur Abschüttelung dieses Vorwurfes leise die Schultern. Die Situation erschien ihr doch wesentlich anders geartet als bei den Durchschnittsballmüttern. Es war da vorhin thatsächlich über ihr Herz hereingebrochen wie eine seltsame Vorahnung, ja, wie eine himmlische Offenbarung. Der liebe Gott sollte sie gnädig davor bewahren, daß sie hier gleich auf dem

ersten Balle in thörichtem Strebertum nach einem Schwiegersohn ausschaute. Im Gegenteil: volle Zurückhaltung war ja der Kern ihres Wesens. Aber wenn trotz alledem ihre Vorahnung recht behielt — nun, so wußte sie auch bestimmt, daß diese Schicksalsfügung zum guten führte. Arthur von Hombrecht hatte in jedem Zug seines bildschönen Angesichtes etwas so Ehrenhaftes! Er stammte aus einer so gut katholischen, altadeligen, reichen Familie! Kein Zweifel . . .

Jetzt brach die Musik plötzlich ab und setzte mit einem lustigen Walzer ein. Unter den vordersten Paaren, die leichtwirbelnd an der Estrade vorüberschwebten, befanden sich Waleška und Hombrecht. Die Gewandtheit und lebenswürdige Grazie der beiden kam jetzt vollends zur Geltung. Frau von Kronach war hingerissen. Wie beifallheischend blickte sie seitwärts nach der verwitweten Landgerichtsdirektorin Anauß, mit der sie bis dahin kaum eine Silbe gewechselt hatte. Die alte Dame nickte ihr freundlich zu, als ob sie die unausgesprochene Empfindung der glücklichen Mutter bestätige. Sa, die schlanke Waleška war einfach entzückend, und die ruhig-kraftvolle Art, wie Leutnant von Hombrecht

sie durch das dicke Getümmel der etwas planlos entfesselten Tänzer dahinführte, flößte Bewunderung ein.

Es ergab sich nun wie von selbst, daß Frau von Kronach mit der Frau Landgerichtsdirektor während der nächsten Stunde fast unausgesetzt plauderte.

Frau Knauff beschützte hier als gütige Großmama ihre beiden verwaisten Enkelinnen Fanny und Mila, die beide nach beendigtem Polonaisenwalzer für ein paar Augenblicke herantraten. Es waren niedliche, aber unbedeutende Mädchen von neunzehn und zwanzig Jahren. Mila, die ältere, war hochblond, außerordentlich mager, blauäugig und von blendendem Teint; Fanny, die jüngere, ein braunlockiges, frisches, rundes Geschöpfchen mit üppigen Lippen und rastlos umhersuchenden großen Pupillen, ziemlich klein, aber gut gewachsen. Beide Mädchen galten mit für die reichsten der ganzen Gesellschaft.

Frau von Kronach wechselte mit den Enkelinnen der Frau Landgerichtsdirektor ein paar freundliche Worte, um sich dann gleich wieder zur Großmutter zu wenden, die vor dem Erscheinen Milas und Fannys etwas sehr Günstiges über den Leutnant

von Hombrecht gesagt, aber ihre Bemerkung nicht ganz vollendet hatte. Die Frau Landgerichtsdirektor war Feuer und Flamme für Hombrecht. Sie kannte ihn sehr genau. Der Leutnant verkehrte seit dem vorigen Jahre vielfach in ihrem Hause und mehr noch in dem ihres Bruders, des Oberstabsarztes Böhling. Arthur von Hombrecht war fast in jeder Beziehung ein Unikum: nicht nur ein ausgezeichnete Tänzer, ein tollkühner Reiter, ein glänzender Radfahrer, sondern gewissermaßen auch ein Gelehrter. Seine kriegswissenschaftlichen Studien hatten an maßgebender Stelle Aufsehen erregt. Daneben las er die italienischen Klassiker in der Ursprache und war eifriges Mitglied des neugegründeten Dante-Vereins, dem auch ihr Bruder, der Oberstabsarzt, als zweiter Vorsitzender angehörte.

Frau von Kronach vernahm das alles mit tiefster Befriedigung. Die Frau Landgerichtsdirektor war ihr noch niemals so geistreich und feinsinnig vorgekommen wie heute abend.

Ein stattlicher Gutsherr aus dem Westfälischen, Freiherr von Günther, war der nächstfolgende Partner Baleskas. Die Art, wie der etwas beleibte fünfundvierzigjährige Mann sich abmühte, vor dem achtzehn-

jährigen Mädchen, das ihn augenscheinlich entflammte, mit aller Gewalt den jugendlichen herauszubeißen, wirkte fast komisch. Fünffmal hintereinander fauste er um die geräumige Tanzfläche, bis sein gleich zu Anfang stark gerötetes Antlitz fast violett war und seine Brust auf und ab feuchte wie ein schnaubender Blasebalg.

„Ein Witwer,“ bemerkte Frau Landgerichtsdirektor Anauff, „der schon seit mehreren Jahren auf Freiersfüßen geht, aber sich überall Körbe holt.“

„O, ich kenne ihn!“ lächelte Frau von Kronach. „Ein harmloser, treuherziger Mensch und auch sonst gar keine üble Persönlichkeit. Offen gestanden, begreife ich nicht . . .“

„Sein wiederholtes Fiasko? Sehr einfach! Der gute Mann stürzt sich mit wahrer Verbissenheit immer nur auf die Jüngsten. Aber die Backfischchen haben doch Gott sei Dank immer noch ihren rosigen Idealismus. Weshalb sucht er nicht unter Reiferen? Da ist zum Beispiel die achtundzwanzigjährige Glixner, oder die Rottmannsdorf; die nähmen ihn beide mit Rußhand.“

„Glaube ich, glaube ich! Günther ist wirklich ein höchst achtbarer Mann, dabei eine gute Partie

und aus altem Geschlecht. Aber die Rottmannsdorf...? Nein, das würd' ich ihm sehr verdenken."

"Mag ja sein, daß Sie recht haben. Die Rottmannsdorf ist allerdings völlig passée. Immerhin, wenn dies betagte Mädchen zu alt für ihn ist: die siebzehnjährige Malochowsky ist mindestens um ebensoviel zu jung für ihn. Und der kleinen Pauline Malochowsky hat er einen förmlichen Antrag gemacht."

"Nicht möglich!"

"Das arme Kind ist von ihm weggelaufen und hat laut geweint und geschluchzt. Aber solche Erfahrungen scheinen ihn kalt zu lassen. Geben Sie acht, Ihre Baleska kommt auch an die Reihe. Sehen Sie nur, wie er sie anschmachtet! Und wie grundverliebt er den rotschwellenden Mund spitzt!"

"Bewahre. Das ist seine persönliche Art, die Konversation zu führen. Wirklich, Sie täuschen sich."

"Um so besser für ihn."

Als die Musik jetzt wieder verstummte, kam Baleska für ein paar Augenblicke heran. Sie küßte der Frau Landgerichtsdirektor ehrerbietig die Hand und setzte sich dann, ihren hochroten Spizenfächer emsig bewegend, neben die Mutter.

„Nun, Liebling, wie amüsierst du dich?“

„Himmlisch!“ gab Waleška zur Antwort.

Frau von Kronach warf ihr einen ruhig-forschenden Blick zu.

„Du bist vielfach beneidet worden,“ sagte sie mit erkünstelter Schalkhaftigkeit.

„Ich? Wieso?“

„Um deinen glänzenden Polonaisenpartner. Der Leutnant von Hombrecht gilt in der ganzen Stadt für den Löwen des Tages.“

„Ach? Das hab ich ja gar nicht gewußt! Nun, tant mieux! Ein bißchen beneidet werden, ist immer hübsch.“

Die Stimme des jungen Mädchens klang, dem Inhalt der Worte gemäß, natürlich und gleichmütig. Frau von Kronach indes, unter dem Druck ihrer mystischen Ballmuttervorahnung, hielt das nur für die Frucht äußerster Selbstbeherrschung. Kein Zweifel: Herr von Hombrecht hatte Eindruck auf sie gemacht, wie sie auf ihn . . .

Das Orchester begann jetzt ein römisches Volkslied, das die geschickte Hand des Kapellmeisters in die flotteste Polka verwandelt hatte.

Ein bleicher, glutäugiger Herr von mittlerer

Größe, schwarzhaarig, die hohe Stirn merkwürdig ausdrucksvoll modelliert, trat auf die Damen zu, verneigte sich tief gegen die beiden älteren, weniger tief gegen Waleška, und murmelte ein paar unverständliche Worte. Das junge Mädchen erhob sich rasch, nahm seinen Arm und folgte ihm in die eben sich bildende Tanzkolonne.

„Wer war denn das?“ flüsterte Frau von Kronach.

„Ein junger Maler,“ versetzte die Frau Landgerichtsdirektor. „Sein Name ist Schurz, Karl Schurz. Ich glaube sogar, er ist ein entfernter Verwandter von dem gleichnamigen amerikanischen Staatsmann.“

„Kurios, wie der aussieht! So große, brennende Augen und so wildbuschige Brauen! Man könnte sich fürchten. Was malt er denn? Kann er etwas?“

„O, er hat ein sehr hübsches Talent! Drüben im Rauchzimmer des Herrn Kommerzienrats hängt seit kurzem ein prächtiges Genrebild von ihm: Bechende Mönche. So in der Art von Grügner.“

Frau von Kronach warf ein wenig die Lippen auf.

„Mir nicht eben sympathisch, diese Manier!

Drehen Sie's wie Sie wollen: es liegt immer eine gewisse Entweihung darin. Gerade als hätten die Mönche nichts Besseres zu thun als bayrisches Bier zu trinken und geistlose Jagdgeschichten mit anzuhören! Auf das kirchliche Leben des Volkes müssen derartige Bilder verderblich wirken. Und zwar um so mehr, je flotter und kunstgerechter sie ausgeführt sind.“

„Aber ich bitte Sie!“ meinte die Frau Landgerichtsdirktor. „Just in den Schöpfungen Grünners liegt so viel gesunder Humor und so viel herzliches Wohlwollen für die Klosterbrüder, daß ich mir gar nicht vorstellen kann, wen solche Bilder verletzen sollen. Weit bedenklicher scheint mir das Thema, das sich Herr Karl Schurz für seine neueste Arbeit gewählt hat . . .“

„Was ist denn das für ein Thema?“

„Ein oft schon behandeltes: Luther verbrennt die päpstliche Bannbulle. Mein Bruder, der Oberstabsarzt Böhling, hat die Entwürfe und Skizzen gesehen. Er findet sie ausgezeichnet. Aber — und das ist für uns hier die Hauptsache — Schurz nimmt unverkennbar und fast mit Begeisterung für Martin Luther Partei. Als Protestant hat er ja

ganz unleugbar ein Recht dazu. Indes, da wir nun doch mal in einem paritätischen Staat leben, sollten die Künstler derartige Stoffe ganz unversucht lassen. Sie treten sich und ihrem Erfolg damit selbst in den Weg, weil sie von vornherein ihr Publikum in zwei Lager zerteilen.“

„Da stimme ich Ihnen vollständig bei. Es giebt so unendlich viel Großes und Edles, was der Künstler darstellen kann, ohne Gefahr des Aergernisses und Anstoßes! Dieser Herr Schurz macht mir freilich den Eindruck, als ob ihm ein solches Skandalthema äußerst genehm wäre.“

„Nicht doch! Soviel ich höre, ist er ein stiller, bescheidener Mensch, dem niemand was Uebles nachsagen kann. Selbst an der Wahl dieses Lutherbildes soll er ziemlich unschuldig sein. Professor Leipold, sein alter Lehrer, hat die Geschichte ihm aufgeredet.“

„Gleichviel!“ erwiderte Frau von Kronach verstimmt. „Man läßt sich gewisse Dinge nicht aufreden. Es berührt mich fast unangenehm, daß meine Tochter mit diesem Menschen tanzt.“

„Aber, Verehrteste . . .!“

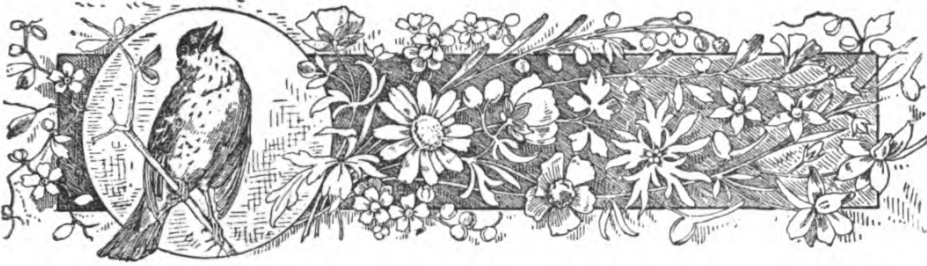
„Können Sie wissen, ob er nicht Meinungen äußert, die das Herz einer gläubigen Katholikin be-

unruhigen müssen? Er sieht so fanatisch aus — wie soll ich nur sagen? Gott sei Dank scheint Waleška von seiner Unterhaltung durchaus nicht gefesselt zu sein. Sie schaut ganz nachdenklich vor sich hin; beinahe gelangweilt . . .“

„Nun also!“ versetzte die Frau Landgerichtsdirektor. „Und wenn die Polka vorbei ist, führt er Ihr liebes Schäflein wieder zurück — wohlbehalten und keines Flöckchens beraubt! Ich hätte nun doch nicht gedacht, daß Sie so schwarzichtig wären.“

„Ach, das bin ich auch gar nicht. Nein, gewiß nicht . . . Ich habe nur manchmal pessimistische Anfälle. Ganz wie aus heiterem Himmel. Aber Sie haben ja vollständig recht. Wenn jeder Ballherr im stande wäre, zwischen zwei Saalrunden das Seelenheil seiner Tänzerin zu gefährten, da sollte man sich doch lieber gleich einmauern lassen.“





Fünftes Kapitel.

Auf diesen Ball beim Kommerzienrat Dynberge folgte nun eine bewegte Saison, fast zu bewegt vielleicht für eine Achtzehnjährige, die nach dreijähriger Klostererziehung hinaus in die große Welt tritt. Der Gegensatz zu dem Vorjahr gab der gemüthstiefen Waleška manchmal zu denken. Oft tauchte ihr mitten im Strudel einer geräuschvollen Festlichkeit das friedsame Bild der uralten Kapelle mit ihren gotischen Fenstern und Wimpergen auf, wo sie zum letztenmal an der Seite der lieblichen Schwester Marguerite so inbrünstig gebetet hatte. Sie glaubte dann Marguerites holdverschleierte Stimme zu hören, die ihr so oft liebevoll an die Seele gerührt und ihr die süßen Geheimnisse stiller Gottseligkeit eigentlich erst vollständig erschlossen

hatte. Zuweilen fiel ihr sogar die krankhafte Düsterteit der Schwester Agathe bleischwer auf das Herz — wie ein heimlicher Vorwurf im Rausch dieser Lustbarkeiten. Da sie jedoch niemals verabsäumte, dem sonntäglichen Gottesdienst beizuwohnen, und auch im übrigen keiner der frommen Gewohnheiten aus ihrer Pensionszeit untreu ward, so neigte sie mehr und mehr zu der Auffassung, die Schwester Marguerite ihr kurz vor dem Abschied erörtert hatte: daß nicht jedes weibliche Wesen für die entsagende Einsamkeit hinter den Klostermauern geschaffen sei, und daß man auch draußen die ewigen Güter des Glaubens und der göttlichen Gnade unbeschädigt bewahren könne.

Je mehr der Winter sich seinem Ende näherte, um so mehr wuchs ihr Interesse an der Geselligkeit. Und zwar weniger um der Vergnügungen selbst willen, als mit Rücksicht auf eine gewisse Persönlichkeit, die sie, wenn auch nicht allzuhäufig, so doch mitunter bei diesen Anlässen traf. Diese Persönlichkeit war — allen Vermutungen, Vorahnungen und Kombinationen des Mutterherzens zum Troß — keineswegs der vielbewunderte Leutnant vom Hornbrecht, sondern der von Mama kaum in Betracht gezogene junge Maler Karl Schurz.

Arthur von Hombrecht tanzte weit öfter mit Fräulein von Kronach als der bleiche, dunkeläugige Künstler — schon aus dem einfachen Grund, weil er fast allenthalben zur Stelle war, indes Karl Schurz in zahlreichen Familien, wo Fräulein von Kronach verkehrte, nicht Zutritt hatte. Frau von Kronach jedoch übersah, daß der glänzende Offizier vier, fünf junge Mädchen mindestens ebenso auszeichnete, besonders die rotblonde Mila Knauff, die steinreiche Enkelin der Frau Landgerichtsdirektor. Frau von Kronach wäre sich lächerlich vorgekommen, dies unbedeutende, magere Geschöpf auch nur darauf anzusehen, ob es im stande sei, ihrer einzigen, reizend-lieben Waleška den Rang abzulaufen, zumal sie ja im Besitze ihres Vorgefühls war, das sie bei wichtigen Angelegenheiten noch niemals getäuscht hatte. Infolge dieser Verblendung nahm sie nicht wahr, daß sich da zwischen Karl Schurz und ihrer Tochter ernste Beziehungen anspannen — die Beziehungen einer noch unausgesprochenen, aber von Tag zu Tag mehr sich vertiefenden Leidenschaft. Desterz, wenn sie mit Waleška allein war, streckte sie vorsichtig, aber doch für das junge Mädchen durchschaubar, die Fühler aus — natürlich nur in betreff Hombrechts.

Und Valeskas Antworten waren halb unbewußt darauf eingerichtet, die Mutter in ihrem seltsamen Irrtum verharren zu lassen. — —

Es war ein herrlicher Spätnachmittag in der zweiten Maihälfte. Karl Schurz lag, eine türkische Cigarette rauchend, auf seinem großblumigen Atelierdivan und starrte mit weitgeöffneten Augen ins Leere. Dann plötzlich sprang er empor und trat links vor die kleine senkrechte Staffelei, wo eine ganz flüchtig hingeschleuderte Farbenskizze die untere Hälfte eines halbmeterhohen Leinwandquadrats einnahm. Die Skizze ließ eine Wasserfläche mit Schilf erkennen, darüber halb schon ersterbender gelbroter Abendhimmel mit blaß verschwimmender Mondsichel. Das Ganze atmete jetzt schon etwas von jener Stimmung, die aus den Venauschen Versen spricht:

Drüben ging die Sonne scheiden
Und der müde Tag entschlief.
Nieder hängen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Karl Schurz wollte das Bild „Heimweh“ nennen . . . Und wie er sich jetzt breitspurig und schweratmend vor den Entwurf stellte, der ihm lezt-hin so überaus rasch und glücklich gelungen war, da

packte es ihn wie eine stürmische Mahnung. „Heimweh“ — das Thema quoll ihm sozusagen aus dem Gemüt heraus. Er hatte unsägliches, herztiefes Heimweh nach dem leuchtenden Glück, das Waleška hieß. Das Motiv dieses Bildes entstammte dem großartig schönen Parke des Oberstabsarztes Böhling. Heute nun gab dieser Oberstabsarzt Böhling ein Gartenfest, auf dem Karl Schurz das angebetete Mädchen zu sehen hoffte. War das nicht wie ein Wink des Schicksals? Dort, wo sein „Heimweh“ entstanden war, sollte und mußte jetzt endlich die Glut seiner Sehnsucht gestillt, die Qual der ewigen Ungewißheit gelöscht werden. Die Gelegenheit, Waleška allein zu sprechen, gab sich gerade mit Rücksicht auf dieses „Heimweh“ so ungezwungen. Der Teich lag ziemlich weit von dem Hause ab. Karl Schurz brauchte ihr nur von dem Bilde zu erzählen, ihr, die sich so stark für Malerei interessierte, und nur die Frage hinzuzufügen: „Darf ich Ihnen von diesem neugeplanten Bilde das Urbild zeigen?“ Sie würde kein Arg haben, sie würde ihm folgen — und dann, fernab von den Uebrigen, wollte er endlich bekennen, daß er sie lieb hatte wie sonst nichts auf der Welt.

Eine Zeit lang überließ er sich jetzt vor der

Skizze da den süßquälenden Zweifeln, was sie entgegen würde. Mit aller Macht seiner Einbildungskraft rief er sich ins Gedächtnis zurück, was ihm während der letzten Monate mehr oder weniger deutlich dafür gesprochen hatte, daß Waleška, die Herrliche, Himmlische, ähnlich für ihn empfand wie er, der Unscheinbare, Wertlose, für sie. Zuweilen packte ihn die ganze Zaghaftigkeit des Tödtlich-Verliebten, die zermalmende Angst, sich dennoch, trotz der Wahrscheinlichkeit seiner Glücksrechnung, getäuscht zu haben. Und dann biß er die Lippen fest und wild aufeinander und rollte unter den buschigen Brauen die Glutaugen, wie einer, der sich und der Welt Haß und Vernichtung droht. Die Hoffnung jedoch trug schließlich den Sieg davon. Es war ja undenkbar. Die stummen und doch so beredten Blicke Waleškas, die süße Verwirrung, die sich so frühlingsrosig auf ihrem holden Gesicht malte, das Beben der Stimme, das leise Flimmern um den weichblühenden Mund — das konnte nicht täuschen.

Hingerissen vom Ueberchwang seiner Gefühle, wollte der junge Künstler sich wieder auf den großblumigen Diwan werfen und noch eine Weile verzückt dahinträumen, als es dreimal ans Atelier klopfte.

Es war der freundlich grinsende Hausbursche Joseph, der auf neusilbernem Teller zwei Briefe und eine Kreuzbandsendung hereinbrachte.

Karl Schurz war nun doch einmal aus seinen Himmeln herabgerissen. Er warf sich in einen Lehnstuhl und durchmusterte stirnrunzelnd, was ihm Joseph da aufhakte.

Die Briefe enthielten nichts von Belang: ein Freundesgruß aus dem heimischen Odentwald — und eine Rechnung für gelieferte Malutenfilien. Die Kreuzbandsendung jedoch war um so wertvoller: eine große Berliner Tageszeitung mit einem langen Aufsatz über das Lutherbild.

Vor drei Tagen erst war die Kunstausstellung eröffnet worden, und jetzt schon brachte der vornehmste Berliner Kunstkritiker eine so umfangreiche Besprechung.

Karl Schurz vertiefte sich in die drei enggedruckten Feuilletonspalten mit einer Aufmerksamkeit, die ihm vor fünf Minuten noch undenkbar erschienen wäre. Der Künstler trug für Augenblicke über den Menschen den Sieg davon.

Aber es waren auch in der That glänzende Worte der Anerkennung und des Verständnisses, die

ihm hier von berufenster Seite gespendet wurden. Nach etlichen Allgemeinbemerkungen schrieb der geistreiche Schriftsteller buchstäblich wie folgt:

„Diese Schöpfung des jungen Künstlers, der sich bereits durch etliche hübsche, wenn auch nicht sonderlich eigenartige Genrebilder vorteilhaft eingeführt hat, trägt unleugbar den Stempel echter und gottbegnadeter Meisterschaft. Es liegt etwas Herbes, Großes und vor allem durchaus Selbständiges in jedem Zug dieser gewaltig packenden Komposition.“

Dann kam eine gründliche Beschreibung des ganzen Aufbaues und der Einzelfiguren, der Scenerie und der Farbenstimmung — fast durchweg rühmend, ja hier und da leidenschaftlich bewundernd, bis dann die Kritik in den Schlußsätzen gipfelte:

„Mit einem Worte: der Künstler löst seine Aufgabe vollständig und wahrhaft ergreifend. Man darf kühnlich behaupten: seit sich die bildende Kunst mit dem Vorwurfe der Reformation befaßt, hat noch niemand den Kern und den Geist dieser Vorgänge so gründlich aufgefaßt und so lebendig dargestellt wie Karl Schurz. Man könnte ihn auf Grund dieser Meisterschöpfung den Maler des Protestantismus

par excellence nennen. Wie aus den Bildern gewisser Präraphaeliten die ganze Tiefe und Innigkeit eines sanft-schwärmerischen, poesiereichen Katholizismus spricht, so trägt das Lutherbild unseres Schurz den unverkennbaren Stempel echt protestantischer Eigenart. Man fühlt die sittliche Anteilnahme des Künstlers an der Person wie an dem Werke des machtvollen Reformators deutlich heraus. Nur eine durchaus ebenbürtige Natur konnte den todesmutigen, gottvertrauenden Mönch von Wittenberg und seine urtrohige That so überzeugend nachgestalten.“

Karl Schurz hörte aus all diesen Erörterungen nur das eine heraus: du hast hier zum erstenmal vor der Deffentlichkeit eine entscheidende Schlacht gewonnen. Der Kunstkritiker, der ihn hier so begeistert lobte, war tonangebend nicht allein für Berlin, sondern für ganz Deutschland. Es war zweifellos: zehn, zwölf andere, die halb unbewußt unter dem Bann dieses Führers standen, würden jetzt ihrem Altmeister nacheifern und ihn womöglich noch übertrumpfen. Also endlich ein durchschlagender großer Erfolg! Wenn das Publikum die Ausprüche der Kritik auch nur halbwegs guthieß, so stand er

jetzt ein für allemal auf der Höhe. Wie das wohlthat nach so jahrelangem heißen Bemühen! Eigentlich sonderbar! Er hätte ja weiter gestrebt und weiter geschafft auch ohne dies unverhoffte Ergebnis! Und auf den äußeren Ertrag seiner Bilder war er nicht angewiesen! Trotzdem: das Bewußtsein, weit hinaus in allen Schichten des Volkes ein Echo zu wecken — es war und blieb ein reizvolles, beinahe taumelerregendes Hochgefühl.

Und sofort dachte er jetzt an Baleska. Sollte er sie von seinem großartig schönen Triumph in Kenntniß setzen, eh' er noch um sie warb? Nein, das wäre ihm kläglich erschienen. Er wollte den Ruhm, der ihm bevorstand, hier nicht mitsprechen lassen. Erst wenn sie sein war, später, in voller Ruhe mochte sie sich gemeinsam mit ihm dieser so überaus glücklichen Wendung freuen.

Es schlug fünf. Und auf halb sechs war man geladen . . .

Karl Schurz legte das Blatt weg, dessen Inhalt ihm das Blut so ungestüm in Wallung versetzt hatte, und begab sich ins Nebenzimmer, um eilig Toilette zu machen.



Sechstes Kapitel.

Das kleine, ziegelgedeckte Haus, das der Oberstabsarzt Böhling bewohnte, war an sich unscheinbar und nicht gerade stilvoll, zeichnete sich aber durch seinen parkähnlichen Garten und seine Veranda vor sämtlichen Nachbargrundstücken vorteilhaft aus. Man glaubte hier Landluft zu atmen.

Auf dieser blumengeschmückten Veranda saßen kurz vor halb sechs der Oberstabsarzt Böhling, seine dreiundzwanzigjährige Tochter Mathilde und der Freiherr Kurt Günther auf Gräfenroda in lebhafter Unterhaltung. Seit jenem Tanzabend bei dem Kommerzienrat Dynberge war das heute zum erstenmal, daß der Freiherr von seinem westfälischen Landsitz herüberkam. Den ganzen Winter hindurch hatte er schwer und nachhaltig am Rheumatismus

gelitten, dem alten Erbübel derer von Günther auf Gräfenroda, und nur der mannhaften Energie seiner Haushälterin war es geglückt, den abscheulichen Feind endgültig aus dem Felde zu schlagen. Auf Anraten des emeritierten Pfarrers Schmidborn hatte er trotz des guten Verlaufs dieser Hausmittelkur vor etwa zehn Wochen den Oberstabsarzt, der auf dem Gebiete rheumatischer Leiden für eine Autorität galt, nach Gräfenroda rufen lassen. Die alte Wirtschaftlerin erlebte dabei die Genugthuung, daß Doktor Böhling ihre bisher getroffenen Anordnungen beinahe durchweg guthieß und nur im Punkte der Diät noch ein paar Einschränkungen hinzufügte. Nach erreichter Genesung hatte es den Freiherrn gedrängt, dem Oberstabsarzt persönlich zu danken und sich ihm als vollkommen geheilt vorzustellen. So war er denn heute just in die Vorstunde des kleinen Parkfestes hereingeplatzt. Doktor Böhling, ein leichtlebiger, gastfreier Mann, ließ die Absicht des Freiherrn, sich sofort nach Erkennung der Situation taktvoll zurückzuziehen, durchaus nicht gelten, lud ihn vielmehr mit großer Herzlichkeit ein und erzielte so nach kurzem Parlamentieren ein dankbares, freudiges Ja. Der hellgraue Touristenanzug, den der Freiherr zu

Anfang als zwingenden Ablehnungsgrund ausspielen wollte, paßte ja ausgezeichnet in den ländlichen Rahmen dieses zwanglos=heiteren Beisammenseins. Und der Tag war so außerordentlich warm, fast wie im Hochsommer, daß der Baron sicherlich keinen Rückfall riskierte, wenn er sich an den Lauffpielen der Jugend und an dem kleinen Souper unter den Obereischen beteiligte.

Jetzt kamen die ersten Gäste. Zunächst Frau Landgerichtsdirektor Knauff, die Schwester des Gastgebers, und ihre beiden äußerlich so verschieden gearteten Enkelinnen, die kleine rundliche Fanny mit ihrem braunen Tituskopf und die merkwürdig magere, hochblonde, blauäugige Mila.

Die Terrasse war zum Empfangsraum gewählt. Das Hausmädchen führte die Herrschaften nach dem Ablegezimmer; der Diener geleitete sie dann weiter.

Frau Landgerichtsdirektor Knauff schüttelte ihrem Bruder herzlich die Hand, gab der schlanken Mathilde einen flüchtigen Kuß auf die Wange und verneigte sich vornehm=huldvoll gegen den Freiherrn, der sich mit fürstlichem Anstand erhoben hatte. Mila und Fanny zogen sich mit der Hausstochter gleich in die nächste Ecke zurück, während die statt-

liche, spitzengeschmückte Großmutter zwischen den beiden Herren Platz nahm.

„Also er kommt? Er hat zugesagt?“ raunte die hochblonde Mila.

„Natürlich!“ versetzte Mathilde Böhling. „Er wird doch meinem Papa keinen Korb geben! Aber du bist ja ordentlich aufgereggt! Ich glaube wahrhaftig, dein Interesse für den reizenden Menschen wird blutiger Ernst. Hüte dich, daß du dir nicht am Ende noch die Flügel verbrennst!“

Mila Rnauff lächelte mit ihren schmalen hochroten Lippen ein pfißfiges Lächeln. Die großen mattblauen Bergißmeinnichtaugen blitzten sekundenlang von schalkhafter Zuversicht. „O du feine Beobachterin!“ sagte sie spöttisch. Dann ihre Stimme bis zum verlorensten Flüsterton dämpfend: „Kannst du schweigen?“

„Warum nicht?“

„So gieb mir dein heiliges Wort darauf, daß du von dem, was du jetzt hören wirst, nicht eine Silbe verrätst!“

„Gut, mein Wort darauf!“

„Liebste Mathilde! Heute über acht Tage vielleicht wirst du dich im Besitz einer schön lithographierten

Karte befinden, auf der da zu lesen steht: Mila Knauff — Arthur von Hombrecht, Premierleutnant, empfehlen sich als Verlobte. Ich habe ja vorhin nur so gefragt, weil ich mal sehen wollte, ob ihr Lunte gemerkt habt . . .“

„Sprichst du im Ernst?“

„Selbstredend. Nicht wahr, Fanny? Es handelt sich nur noch um den Konsens. Auch warten wir auf eine Nachricht aus Brandenburg. Dann wird's öffentlich. Kommenden Herbst soll schon die Hochzeit sein.“

„O du Beneidenswerte!“ fuhr Mathilde heraus. „Meinen herzlichsten Glückwunsch! Du bekommst einen Mann — first rate in jeder Beziehung!“

„Das sage ich auch!“ meinte die rundliche Fanny seufzend.

„Aber nun still!“ hauchte die Rotblonde. „Großmama soll nicht merken, daß ich hier schon aus der Schule geschwaßt habe. Und sie guckt mir so eigentümlich herüber.“

Der nächstfolgende Gast, der die Terrasse betrat, war Fräulein Baleska. Sie kam allein. Mylius, der Kronach'sche Diener, hatte sie hergebracht und sollte sie nach elf wieder abholen. Ihr Papa war

seit vorgestern verreist — nach Berlin, wo er geschäftlich zu thun hatte. Frau von Kronach fühlte sich angegriffen und wollte beizeiten schlafen gehen.

Valeska trug ein lichtblaues Sommerkleid, fast von der nämlichen Farbe wie Fräulein Böhling. Den beiden Schwestern Mila und Fanny fiel es beim Eintreten Valeskas auf, wie sehr sie auch sonst der Tochter des Oberstabsarztes ähnelte. Schon früher war diese Ähnlichkeit vielfach bemerkt, von manchen bestätigt, von anderen geleugnet worden. Heute jedoch in dem lichtblauen Kostüm trat sie deutlich hervor. Die Gesichtszüge wiesen zwar bei genauer Betrachtung eine große Verschiedenheit auf. Besonders im Ausdruck. Bei Mathilde überwog das Verstandesmäßige, Kühle, Entschlossene, bei Valeska das Weiblich-Anmutige, Hingebungsvolle, Gemüthstiefe; auch waren die Linien und Formen an sich durchaus nicht dieselben. Wohl aber zeigten Gestalt, Bewegung und Haltung viel Verwandtes.

Mila Rnauff konnte sich's nicht versagen, zu Fräulein von Kronach etwas in diesem Sinne zu äußern.

„Wirklich?“ meinte Valeska. „Nun, da kann ich ja stolz sein! Uebrigens hat mir das neulich

auch der Leutnant von Hombrecht versichert. Ich muß mir Fräulein Mathilde doch mal eigens drauf ansehen.“

Kurz nach sechs war die Gesellschaft vollzählig. Einige dreißig Personen, vorwiegend junge Leute. Karl Schurz war einer der letzten. Er hatte in seiner glückseligen Aufregung die Halsbinde vergessen und erst fünfzig Schritte vor der Böhlingischen Wohnung diesen Mangel entdeckt. Trotz der Schnelldroschke, die er nahm, kostete ihn das kleine Versehen zwanzig Minuten.

Es ward nun zunächst auf der Veranda zwischen den Blumenguirlanden und Blattpflanzen Thee, Kaffee und Limonade gereicht. Gelbe und grüne Chartreuse waren gleichfalls vertreten, fanden jedoch wenig Zuspruch. Dann verfügte sich Alt und Jung in den Garten. Auf der prachtvollen Rasenfläche vor den fünf Edeltannen machte man Halt. Unter der sachkundigen Führung des Leutnants von Hombrecht, der heute ganz besonders bei Stimmung war, rollte sich hier eine Reihe anmutiger Bewegungs- und Lauffspiele ab.

Für die kluge Mathilde Böhling war es ein Gegenstand interessanter Beobachtung, wie meister-

haft es der Leutnant von Hombrecht verstand, jede irgendwie auffällige Bevorzugung seiner heimlichen Braut zu vermeiden. Der schneidige Offizier hatte seine Empfindungen wirklich unbedingt in der Gewalt. Mila Knauff war ihm in dieser Beziehung durchaus nicht ebenbürtig.

Der Freiherr Kurt von Günther auf Gräfenroda lief und sprang wie ein Fünfundzwanzigjähriger. Seine Aufmerksamkeit galt diesmal der kleinen, runden Fanny, die ihm jedoch die glutsprühende Ritterlichkeit schlecht lohnte; denn ihre großen Pupillen starrten, wie immer, ängstlich suchend umher, als erwarte sie anderweitige, ihrem Herzen willkommene Huldigungen. Fanny Knauff war ungewöhnlich verliebter Natur. Sie schwärmte für blondlockige Hünengestalten, besonders in kleidsamer Kavallerie-Uniform; aber auch hübsche Forstleute, geistreiche Referendare und bedeutende Schauspieler fanden Gnade vor ihren Augen. Nur gesetzte Persönlichkeiten im Alter des Freiherrn waren ihr stark zuwider. Sie langweilte sich bei Kurt Günthers liebenswürdigsten Redensarten. Sie vermochte die Huldigungen des Fünfundvierzigjährigen überhaupt nicht ernst zu nehmen.

Baleska von Kronach und Karl Schurz ver-

rieten sich während der Lauffspiele ebensowenig wie der Leutnant von Hombrecht. Waleška war überhaupt ganz außerordentlich scheu. Im Bewußtsein ihres heißen Interesses für Karl Schurz hatte sie niemals gewagt, sich irgendwo nach seinem Leben und Treiben, seinen Verhältnissen oder Leistungen zu erkundigen. Sie erwähnte ihn überhaupt nicht — als wäre die bloße Nennung des teuren Namens eine Preisgebung ihres Geheimnisses. Auch sonst trat von ihren Gefühlen kaum etwas Greifbares an die Oberfläche. Das Publikum fand keinen ernstlichen Anhaltspunkt zu Bemerkungen. Ueberdies trafen die beiden Liebenden sich ja verhältnißmäßig nur selten, und Waleška hatte auch da, wo sie gleichgültig blieb, stets eine lebenswürdige, sehr verbindliche Art.

Nach Verlauf von anderthalb Stunden war man des Spielens müde. Man unterhielt sich noch eine zeitlang paarweise oder in Gruppen. Der Freiherr von Günther machte einen letzten Versuch, die traumverlorene Fanny für sein Lieblingsthema, die Reize des Landaufenthalts, zu erwärmen. Das kleine widerborstige Ding mit dem Purpurmund richtete, statt ihm gebührende Antwort zu geben,

kurzer Hand eine Frage an den weit abseits stehenden Referendar Mohl, was für den Freiherrn das unüberhörbare Zeichen zum endgültigen Abmarsch war.

„Eine strohdumme Gans!“ murmelte er voll Ingrimm und zerkaute dabei seinen hellbraunen Schnurrbart. „Höchst appetitlich, aber von strafbarer Stupidität! Schwamm drüber!“

Und damit verließ er den Rasengrund.

Karl Schurz und Valeska von Kronach waren indes auf den schmalen Kiespfad getreten, der in mehrfachen Windungen zwischen halbhochem Gesträuch nach der Ebereschenallee führte. Da noch fünf oder sechs Paare teils hier, teils auf dem Wege vor der Veranda auf und ab schlenderten, fiel es nicht auf, wenn man dies harmlose Promenieren ein bißchen ausdehnte.

Der Augenblick war gekommen. Karl Schurz erwähnte die Farbenskizze zu dem Gemälde „Heimweh“, betonte die große Kunstwirkung, die er sich von der Ausgestaltung verspreche, und fügte dann so leichtblütig hinzu, wie sein Herzklopfen ihm gestattete:

„Es wäre mir von Interesse, Ihnen das einfach-schöne Motiv hier in Natur einmal zeigen zu dürfen. Ich möchte erfahren, ob es auch Sie,

die Nichtkünstlerin, ähnlich ergreift. Vielleicht lerne ich dabei. Der Weiher liegt nur ein paar Schritte dort hinter dem Treibhaus. Wollen Sie?"

„Mit dem größten Vergnügen!“ sagte Valeska. „Ich kenne den Böhlingischen Park überhaupt noch nicht — geschweige denn seine verborgenen Schönheiten. Und nun gerade ein Stück, das Sie als Künstler bevorzugen!“

Sie war vollständig harmlos. Im Herzen dankte sie ihm für sein schmeichelhaftes Vertrauen. Er mußte doch ihrem Urteil einen gewissen Wert beilegen. Daß es ihm einzig darum zu thun war, sie ungestört eine Weile unter vier Augen zu sprechen, daran dachte sie nicht.

Schurz und Valeska erreichten die kleine Wasserfläche im packendsten Augenblick. Die Beleuchtung war großartig — minder elegisch freilich als auf der Farbenskizze, aber doch weltfremd und träumerisch und voll überströmender Poesie.

Und der sonst so schweigsame Künstler ward in dieser bezaubernden Einsamkeit plötzlich beredt. Er sagte dem bang lauschenden Mädchen im Ton der bewegtesten Leidenschaft, das künstlerische Motiv, das er in dieses Stück unbelebter Natur hineingeschaut

habe, verdanke er ihr; das „Heimweh“, das er zu schildern strebte, sei nur das eigne unstillbare Heimweh nach Baleska von Kronach. Er habe sie vom ersten Augenblick an geliebt und könne nicht weiter leben, wenn sie jetzt nein sage.

Als er dann schwieg und sehnsuchtsvoll ihre Hand ergriff, war das Bündnis geschlossen. Ihr Auge strahlte so jubelhell, daß er sie mit einem Aufschrei der Wonne und Seligkeit an sein Herz riß.

Nun fing ein Flüstern und Fragen und Schwagen und Plaudern an, das nicht enden wollte. Baleska beichtete ihm alles und jedes. Es war ihr ja ganz genau so ergangen wie ihm! Gleich an jenem ersten Tage im Dynbergischen Landhause hatte sie das Gefühl gehabt: er oder keiner! Im Wirrsal der lauten Geselligkeit wie daheim in der Stille ihres Mädchengemachs, im Dom wie im Theater und auf der Eisbahn — überall war er von da ab ihr einziger Gedanke gewesen, und nur die Hoffnung, ihn wiederzusehen, hatte sie aufrecht erhalten während der öden, oft so entsetzlich langen Wochen der Trennung . . .

Der Schlag der benachbarten Turmuhr, die schon ein Viertel auf neun verkündete, riß das glück-

selige Paar aus dem Rausch seiner Versunkenheit. Sie mußten zurück, wenn ihre Abwesenheit nicht bemerkt und besprochen werden sollte. Man vereinbarte noch, wie man zunächst sich verhalten solle. Baleska sollte dem Geliebten Nachricht geben, wann der geeignetste Tag sei für die persönliche Werbung bei den Eltern. Jetzt war Papa verreist und die Mutter nicht wohl. Aber künftigen Montag vielleicht oder Dienstag.

Und nun schritten sie langsam parkeinwärts nach der Ebereschentallee, wo jetzt gerade die elektrischen Glühlampen aufblitzten. Rechts und links blühte das vollduftende Strauchwerk. Am azurblauen Himmel zeigten sich schon vereinzelte Sterne. Den beiden, wie sie wortlos dahintwandelten, ganz erfüllt von ihrer unsäglichen Daseinsfreude, war es zu Mute, als hätten sie alles Vergängliche ein für allemal abgestreift und seien nun eingegangen ins ewige, unverlöschliche, herzberückende Licht. Der Gedanke, daß ihrer Liebe irgend ein Hindernis in den Weg treten könne, fand in ihren stumm jauchzenden Seelen nicht Raum. Baleska wußte ja nicht einmal, daß Karl Schurz Protestant war. Sie hielt das Gegenteil für durchaus selbstverständlich, um so mehr, als

sie beim Oberstabsarzt Böhling eine Madonna des jungen Künstlers gesehen hatte, deren rührende Anmut und Lieblichkeit ihr die süßesten Schwärmereien ihrer Klosterzeit ins Gedächtnis zurückgerufen hatte.

So verstrich ihnen der Rest des Abends in stiller, wolkenloser Glückseligkeit.





Siebentes Kapitel.

Gegen halb zwölf kam Baleska nach Hause. Fast unhörbar schlich sie nach ihrem Zimmer. Wenn Frau von Kronach Migräne hatte, schlief sie nur schwer ein und wachte gar leicht wieder auf.

Baleskas Blick fiel auf den Abreißkalender neben dem Spiegel. Heute in der Frühe hatte sie völlig gedankenlos den verstrichenen Tag abgelöst. Jetzt erst merkte sie mit Erstaunen das Datum ihres vorjährigen Weggangs von Arley. Ein brennendes Rot stieg ihr ins Angesicht.

„Welch ein Rätsel!“ dachte sie in süßer Verschämtheit. „Damals war ich der Erde beinahe schon abgestorben. Mehr Nonne als Weltkind. Heute hast' ich mit allen Fasern am Diesseits, an dem einzig geliebten Menschen, der mich zu seiner Lebensgefährtin

erforen hat bis in den Tod. Und trotzdem ist mir heute genau so ruhig und klar und selig ums Herz wie damals! Ja, Schwester Marguerite hat wohl die Wahrheit gesprochen. Die Gnade des Herrn begleitet uns überall, wo wir auch wandeln mögen. Nur muß die Seele frei sein von Lüge und Schuld und fest stehen im Glauben ans Ewige, Unvergängliche.“

Sie trat vor den Spiegel und schaute sich tief und gedankenvoll in die sanft leuchtenden Augen. Unwillkürlich die Hände faltend, sandte sie ein heißes Gebet zu Gott und der heiligen Jungfrau empor — inbrünstigen Dank für alles Gute und Große, was ihr der Himmel gespendet hatte, und ein stummes Gelöbniß, unverbrüchlich festzuhalten an ihrer Liebe, an ihrem Hoffen, an ihrer heiligen, trostvollen Religion.

Eben trat sie zurück, um sich auszukleiden, als es leise an ihre Thür pochte. Etwas erschreckt ging sie zu öffnen.

„Du, Mama? Ich denke, du liegst schon seit neun Uhr im Bett?“

Frau von Kronach strich ihrer Tochter zärtlich die Wange. „Das war diesmal unnötig,“ sagte sie

lächelnd. „Raum warst du von Hause weg, da hörte mein Kopfschmerz auf. Nach einer Tasse Thee mit Rum ward mir so vollständig wohl, daß ich beschloß, deine Heimkehr abzuwarten. Nur zuletzt bin ich dann auf dem Sofa ein bißchen eingnickt.“

Baleska schwieg.

„Na, und wie war's denn?“ fragte die Mutter bedeutungsvoll. „Hast du dich gut amüsiert? War der Leutnant von Hombrecht da?“

Die Tochter verstand sie. Frau von Kronach hielt sich immer noch fest überzeugt, Baleska hege für Arthur von Hombrecht ein starkes Interesse. Welch ein ergötzlicher Irrtum! Die gute Mama that ihr ordentlich leid. Und da ihre Seele so ganz erfüllt war von ihrem unbeschreiblichem Glück, so wollte sie jetzt den neuen Morgen nicht anbrechen lassen, ohne sich der geliebten Mutter zu offenbaren.

„Mama,“ sagte sie plötzlich mit einem scheuen Blick in das feine, etwas übernächtige Antlitz, das ihr von Kindheit auf nur gütig und frauenhaft mild begegnet war. „Süße Mama! Es ist mir etwas geschehen . . . Schau mich doch an, Mama! Rätst du nicht, was es ist?“

„Was könnte das sein?“ flüsterte Frau von Kronach bewegt. „Wahrhaftig, du siehst ganz eigen aus! So strahlend und so verklärt! Ich weiß ja längst, was in dir vorgeht. Hat er dir heute endlich gesagt, daß er dich lieb hat?“

Baleska warf sich der treuen Mutter leidenschaftlich ans Herz. In dieser Minute vergaß sie durchaus, daß Frau von Kronach sie mißverstand. „Ja, ja!“ klang es wie halb unterdrücktes Sauchzen von ihrem zuckenden Mund. „Er hat mir gesagt, daß er mich liebt wie sonst nichts auf der Welt! Ich kann mich ja gar nicht mehr lassen vor Wonne und Seligkeit!“

Frau von Kronach legte der Tochter tief atemholend die rechte Hand über das dunkle Haar. „Gott segne dich!“ hauchte sie mit einem dankerfüllten Blicke nach oben. „Es hat ja so kommen müssen. Von Anfang an war ich mir klar darüber, daß ihr beide füreinander bestimmt seid.“

„Wirklich, Mama?“ fragte Baleska, in der jetzt das klare Bewußtsein der Situation wieder aufdämmerte. „Und er darf nun getrost vor euch hintreten, vor dich und Papa? Obgleich er ein Künstler ist?“

„Ein Künstler? Wieso? Ach, du meinst, weil er ein bißchen die Geige spielt! Aber das hat doch mit dem, was die gute Gesellschaft mit Recht am Berufskünstler aussetzt, ganz und gar nichts zu thun. Im Gegenteil: ein ausgezeichnete Offizier, der nebenher noch solche Talente besitzt . . .“

„Allmächtiger Gott! Liebe Mama, hast du denn wirklich geglaubt . . .? Mein Ausgewählter ist Karl Schurz, der berühmte Maler.“

„Was? Aber du sagtest doch . . . Kind, das ist ja unmöglich.“

„Weshalb unmöglich? Du und Papa, ihr steht mit eurem Vorurteil gegen das Künstlertum wirklich ein bißchen vereinzelt da! Noch dazu, da Herr Schurz wohlhabend ist und durchaus nicht abhängig von dem Ertrag seiner Bilder!“

„Arme Baleska! Sein Künstlertum wäre noch das geringste. Was Papa mal so hinwirft, ist nicht so ernst gemeint. Aber es liegt etwas weit Schlimmeres vor. Und zwar etwas ganz Entscheidendes. Herr Karl Schurz ist Protestant.“

„Davon wußte ich nichts!“ hauchte Baleska erbleichend.

„Protestant und geschworener Todfeind unserer heiligen römisch-katholischen Kirche!“ fuhr die Mutter mit wachsendem Nachdruck fort. „Ihr Angreifer und schnöder Berunglimpfer! Du sollst dich mit eigenen Augen davon überzeugen.“

Es war ihr jetzt eingefallen, daß heute nachmittag kurz vor dem Aufbruch Baleskas ein bedeutsames Blatt aus Berlin angelangt war. Ihr Gemahl, der an den „Zechenden Mönchen“ wie an der lieblich-zarten „Madonna“ des jungen Künstlers doch ein gewisses Interesse nahm und nun über die neueste Schöpfung: „Luther verbrennt die päpstliche Bannbulle“ als ehrlicher Katholik etwas verblüfft war, hatte ihr jene Studie des tonangebenden Kunstkritikers zugeschickt — unter Beifügung etlicher unübersehbarer Ausrufungszeichen. Frau von Kronach in ihrem leidenden Zustand hatte den Aufsatz ohne besondere Teilnahme gelesen und dann beiseite gelegt. Nun aber kam ihr zu Sinne, daß die Fektüre dieses Artikels, der den Künstler schlechtweg als den Maler des Protestantismus bezeichnete, für Baleska ein vortreffliches Heilmittel darbieten und eine Reihe trüber Erörterungen abschneiden würde.

Sie eilte in ihr Boudoir. Nach drei Minuten kam sie zurück.

„Da, meine arme Baleska,“ sagte sie traurig. „Sies und urteile selbst!“

Die totbleiche Baleska trat zu der Lampe heran und beugte sich ängstlich vor. Das Blatt knisterte unaufhörlich in ihren Fingern. Als sie zu Ende war, sank sie lautlos auf einen Stuhl.

„Du siehst, mein Kind, daß kein Gedanke ist . . . Guter Gott, wie du zitterst! Nimm's doch nicht gar zu schwer! So manches junge Herz geht einmal irre. Die Zeit und das Bewußtsein, daß du den Willen Gottes erfüllst, wird dich schon heilen.“

Sie schüttelte schwer und langsam den Kopf.

„Doch, Liebling!“ fuhr die bekümmerte Frau fort. „Setz, in diesem trostlosen Augenblick, bist du ja keines Urteils fähig. Deshalb will ich auch gar nicht betonen, wie unrecht es von ihm war, daß er sich dir überhaupt genähert hat. Er wußte doch, welche Kluft euch trennt. Oder ist er am Ende selbst so religionslos, daß jedes Glaubensbekenntnis ihm gleichgültig ist? Daß er voraussetzt, wir könnten so pflichtvergessen und schwach

sein . . .? Der Aufsatz da läßt allerdings eher vermuten, daß er im Gegenteil . . .“

„Ich habe noch nie über derartige Dinge mit ihm gesprochen!“ schluchzte Valeska. „Ach, Mutter, Mutter, es zerreißt mir das Herz!“

„Bete zur heiligen Jungfrau, du armes, gequältes Kind, daß sie dir beisteht! Die Gottesmutter hat Balsam für alle Wunden. Morgen sprechen wir mehr! Leg dich getrost schlafen! Auch ich will für dich beten. Geh, liebste Valeska, und weine mir nicht! Jede Thräne von dir fällt mir ja auf die Seele wie glühendes Blei!“

Als Frau von Kronach ihre Tochter verlassen hatte, warf sich das unglückliche Mädchen laut stöhnend aufs Lager. In heller Verzweiflung drückte sie das Gesicht in die Kissen, zermühlte ihr Haar und erging sich in maßlosen Vorwürfen gegen das Schicksal.

Endlich fand sie als letzten Trost eine aufdämmernde Hoffnung. „Er ist Protestant,“ so klang es in ihrer Brust, „aber nur, weil er von protestantischen Eltern geboren ist. Er kennt vielleicht gar nicht die Größe und Herrlichkeit unserer katholischen Religion! Wenn ich ihm das nun alles

erschließe, wenn ich ihn einweibe, dann muß er ja doch als denkender Mensch einsehen, daß er bis jetzt im Irrwahn gelebt und das wahrhaftige Heil traurig versäumt hat! Er wird und er muß sich befehren — noch dazu, wenn er mich wirklich von Grund seiner Seele aus liebt!“





Achtes Kapitel.

So es sich um ihr Liebstes auf Erden, um ihre Tochter handelte, war Frau von Kronach, die sonst nie etwas ohne den Rat ihres Gemahls unternahm, außerordentlich rasch von Entschluß. Die Art und Weise Baleskas verrieten ihr, daß es sich hier um eine tiefgründige Leidenschaft handelte, die nicht früh und energisch genug bekämpft werden konnte. Einstweilen durfte das arme Kind den entsetzlichen Menschen, der sie so unwiderstehlich umgarnt hatte, um keinen Preis wiedersehen. Die Stadt sogar, wo sie ihn kennen gelernt hatte, die ganze gesellschaftliche Umgebung, die Luft, die sie hier atmete — alles mußte ihr für eine Zeit entzogen und so die Zukunft mit einem kräftig geführten Schnitt von der Vergangenheit losgetrennt werden.

Frau von Kronach war schon beizeiten auf und packte die Koffer. Sie selbst wollte ihr Kind ohne Verzug von dem Schauplatz dieser gefährvollen Erlebnisse wegbringen. Sie zweifelte nicht, daß ihr der Oberst bedingungslos recht geben würde. Als bald war ihr das Kloster Arley eingefallen, wo sich Baleska zur Freude aller so herrlich und gottwohlgefällig entwickelt hatte. Die fromme Aebtissin würde das arme verstörte Schäflein mit tausend Freuden für ein paar Monate aufnehmen. Jedenfalls kam Baleska dort schneller als irgendwo sonst über den ersten Sturm ihrer Verzweiflung hinweg. Der Verkehr mit den gottseligen Schwestern mußte ihr ja täglich und stündlich vor Augen führen, was der Abgrund bedeutete, an dessen Rand ihr Fuß schon gestrauchelt hatte.

Gewohnt, ihren Eltern willenlos zu gehorchen, und überdies innerlich wie gelähmt, fügte Baleska sich schweigend. Sie beschloß im Einverständnis mit ihrer Mutter, von Kloster Arley aus an Karl Schurz einen Brief zu richten und ihm die eiserne Unerbittlichkeit der Verhältnisse klar auseinanderzusetzen.

Man frühstückte in äußerst gedrückter Stimmung. Baleska zwang sich, wenigstens ein paar Anstands-

bissen und eine Tasse Thee zu genießen. Die arme Mama sollte nicht merken, wie todsterbenselend ihr um das Herz war.

Dann rollte der Wagen vor. Um zwölf Uhr zwanzig ging der Gilzug nach Brüssel.

Während der ganzen vielstündigen Reise durch das maigrüne, blütenbesäte Flachland sprach Waleška so gut wie nichts. Sie legte sich im Geist ihren Brief an Karl Schurz zurecht — unaufhörlich, bis zur Ermattung. Sie mußte ja überaus vorsichtig sein in der Wahl ihrer Ausdrücke, da die Aebtissin und Frau von Kronach von diesem Brief Kenntnis nehmen und jeden Naturlaut der Liebe und Leidenschaft als zweckwidrig austilgen würden. Trotzdem sollte er's klar zwischen den Zeilen lesen, daß sie ihm nach wie vor angehörte; daß sie hier nur dem Zwang einer ungeheuren Notwendigkeit folgte und ihm vertrauensvoll die Lösung der furchtbaren Lage anheimgab. Mit jeder Minute hoffte sie jetzt wärmer und lebhafter, so sehr auch ihr ganzes Nervensystem einer gewissen Abspannung unterlag. Er, der Kluge, der Geistvolle, der Getreue, der sie so heiß liebte, würde mit Gottes Hilfe das Rechte schon ausfindig machen.

Auch Frau von Kronach saß beinahe fortwährend in schweigendem Nachdenken. Sie hielt es für unklug, ihre wortfarge Tochter so unmittelbar nach dem entscheidenden Schlag durch langes Reden beeinflussen zu wollen. Das überließ man besser der Zeit und dem Kloster Arley. Wohl aber sann Frau von Kronach rastlos darüber nach, was man beginnen solle, wenn sich das tief erregte Gemüt Valeskas einigermaßen beruhigt hätte. Die fürsorgliche Mutter plante da alles Erdenkliche. Ein Landaufenthalt schwebte ihr vor — zum Beispiel in Gräfenroda, das ja nach der Versicherung des Freiherrn von Günther so großartig schöne Hügel und Wälder hatte und die ozonreichste Luft in ganz Westfalen. Sie dachte an buntwechselnde Sommerfahrten, an Hochalpen und Seebäder, an Zermatt und Misdroh, an Pontresina und Wyf. Sie träumte von der jetzt Mode gewordenen Julireise ins Reich der Mitternachtsonne. Ja, eine derartige Nordlandsreise war vielleicht von allem das ratsamste. Die wunderbaren, völlig neuen Eindrücke dieser großartigen Natur würden auch bei Valeska die oft erprobte Heilkraft bewähren. Inzwischen aber änderte sich wohl auch manches daheim. Künstler waren von jeher eitel und wetter-

wendisch. Wenn sich Herr Karl Schurz endgültig abgelehnt sah, regte sich ihm unzweifelhaft jener Liebesverdruß, der schon der erste Schritt zur Anknüpfung neuer Beziehungen ist. Im regen Verkehr mit anderen, ebenso hübschen Mädchen, bei denen vielleicht kein Hindernis obwaltete, fand er Entschädigung . . . Und wenn dann Baleska erfuhr, daß er durchaus nicht wie ein romantischer Loggenburg elend dahinsiechte, sondern sich flott amüsierte, dann kam ihr wohl auch ihr weiblicher Stolz zu Hilfe ...

Gegen halb sechs traf man im Kloster ein. Die Böglinge hatten just Handarbeitsunterricht. Während nun die arme Baleska mit Schwester Marguerite bleich und zitternd im Garten umherging und der treu teilnehmenden Freundin haltlos und in fast unverständlichen Andeutungen ihr Leid klagte, hielt ihre Mutter ein langes, eingehendes Zwiegespräch mit der Lebtißin. Frau von Kronach setzte ihr gründlicher, als es nötig war, und mit häufig hervorquellenden Thränen den Sachverhalt auseinander.

Die würdige alte Dame begegnete ihr mit dem liebevollsten Verständnis. Sie gab ihr in jeder Beziehung recht und lobte besonders ihren glücklichen Einfall, die Tochter gerade zu ihr nach Arley ge-

bracht zu haben. Das sei nicht nur das beste für den Gemütszustand des jungen Geschöpfes, sondern auch der Welt gegenüber am wenigsten auffallend; denn Baleska habe doch wahrscheinlich oft genug von ihrer großen Anhänglichkeit an das Kloster geredet. Auch im übrigen sprach die Aebtissin dem trauernden Mutterherzen gar wohlwollend und gütig zu, so daß Frau von Kronach schließlich fest überzeugt war, daß diese Prüfung in kurzer Zeit überstanden sein würde.

Als sie am Abend unter dem altfränkischen Betthimmel des sogenannten Turmzimmers einschlies, war sie schon klar darüber, was sie den neugierigen Menschen daheim sagen wollte; denn der wirkliche Sachverhalt sollte um keinen Preis ruckbar werden. Die Notlüge, die Frau von Kronach sich ausdachte, war einfach genug. Mitten im Strudel der frohesten Geselligkeit hatte sich bei Baleska urplötzlich eine Art Weltflucht geregt — und zwar insbesondre die glühendste Sehnsucht nach ihren treuen, unvergeßlichen Ursulinerinnen. Da nun gerade im selben Augenblick eine liebenswürdige Einladung der Aebtissin kam, so war man, kurz entschlossen, dieser Einladung gefolgt.

Frau von Kronach wollte nötigenfalls noch hinzufügen, die Abfahrt habe so über Hals und Kopf stattfinden müssen, weil ihre Tochter noch das vierzigjährige Priesterjubiläum des Numoniers Tarnot habe mitfeiern wollen, das schon am folgenden Tage stattgefunden habe. Thatsächlich geschah das freilich erst eine Woche später.

Am folgenden Morgen reiste Frau von Kronach wieder nach Hause. Der Abschied zwischen ihr und Baleska hatte bei aller Herzlichkeit etwas Beklommenees. Baleska fühlte ja wohl, daß die Maßnahmen ihrer treuen Mama nur aus der redlichsten Absicht hervorgingen. Dennoch gab es im tiefsten Grund ihrer Seele einen verborgenen Winkel, wo sich der Widerspruch regte. Die große, reine, unendliche Liebe, die jetzt ihr ganzes Wesen wie mit überirdischem Feuer durchdrang, säte dort ihre Zweifel aus. Es konnte nicht unrecht sein, demjenigen als Lebensgefährtin angehören zu wollen, dem das junge Gemüt so heilig und inbrünstig entgegenjauchzte. Von dieser Empfindung beherrscht, mußte sie wohl oder übel ihre sonst so gütige Mutter als die Störerin ihres Glückes betrachten. Und Frau von Kronach fühlte das gleichfalls. Zum erstenmal in

ihrem Leben wich sie dem Blick der Tochter unruhig aus, und als sie das Kind vor der eheubewachsenen Klosterpforte zärtlich umarmte, kam sie sich bei aller Genugthuung vor wie eine Schuldbewußte, die heimlich Abbitte leistet.

In dieser hangen Sekunde tönten von der uralten Domkirche des Städtchens Arley die Morgenglocken herüber. Unter dem grauwohigen Himmel, der sich seit gestern abend wie ein undurchdringliches Bahrtuch über die Landschaft breitete, klang das doppelt erhaben und feierlich und rief mit zwingender Allgewalt die Seele vom Staube des Diesseits zur Betrachtung des Ewigen.

Gott der Herr in seiner unendlichen Güte und Weisheit wird uns schon den richtigen Pfad zeigen, dachte die schmerzlich bewegte Frau. Ich bin kein Werkzeug und handle nach bestem Wissen und Können.

Dann küßte sie ihre Baleska liebewarm auf den Mund, wandte sich nochmals mit ehrfurchtsvoller Begrüßung an die Aebtissin, die in ruhiger Freundlichkeit zusah, und stieg in den Wagen.



Neuntes Kapitel.

„Mein Kind,“ sprach die Aebtissin feierlich, als sie nachmittags in ihrem schlicht ausgestatteten Arbeitsgemach mit Baleska allein war, „deine liebe Mama hat mir alles gesagt. Es ist ein schweres, schweres Geschick für dich, und ich beklage dich aufrichtig. Aber wenn du fest am Gebet hältst und dich vor Gottes unerforschlichem Rathschluß demütigst, wirst du schon obsiegen. Der Allgütige legt deinen Schultern nicht mehr auf, als sie zu tragen vermögen. Von unserer Liebe umhegt und im Schutze dieses heiligen Klosters, das dir so teuer ist, soll dein wundes Gemüt allmählich heil werden. Und dann, mein Kind, wirst du erkennen, daß dir auch diese Prüfung zum Segen gereicht.“

Die mildfreundliche Dame strich dem verstört

dreinschauenden Mädchen lieblosend über die weiße Stirn. Da barg Valeska ihr zuckendes Antlitz tief im Schoß ihrer frommen Beschützerin und schluchzte zum Herzbrechen.

„Scheue dich nicht, deinem Schmerz freien Lauf zu lassen!“ sprach die Aebtissin. „Weine dich aus, meine Tochter! Und wenn du der Thränen ersättigt bist, dann höre deiner alten, bewährten Freundin einmal so recht klar und vernünftig zu!“

„O, ich bin ja schon ganz ruhig,“ sagte Valeska und blickte trüblächelnd empor. „Es kam nur so über mich. Denn ob es nun Sünde ist oder nicht: ich hab' ihn so lieb wie sonst nichts, nichts auf der Welt.“

„Auch lieber als deinen Herrn und Heiland? Auch lieber als Maria, die Gottesmutter?“

Valeska rührte sich nicht. Was sollte sie antworten?

„Sieh, mein Kind,“ fuhr die Aebtissin fort, „du mußt nicht meinen, weil ich betagt bin und so frühzeitig den Schleier genommen habe, daß ich nun gar nichts ahnte von dem, was in dem Herzen eines jungblühenden Mädchens wie du vorgeht. Deine Gefühle sind mir durchaus kein Rätsel. Ich weiß

genau, daß sie edel und rein sind — und heilig wie alles, was einer unverdorbenen Seele entquillt. Ich begreife auch, daß du unsagbar leidest. Ein Martyrium sucht dich jetzt heim, so herb und so qualvoll, wie es dem Weibe auf seiner irdischen Pilgerfahrt nur irgend beschieden ist. Auch kenne ich deinen Charakter hinlänglich, um überzeugt zu sein, daß es bei dir mit dem Vergessen nicht so geschwind geht, wie dies bei anderen scheinbar ebenso trostlosen jungen Mädchen häufig der Fall ist. Aber trotz alledem wirst auch du deines Kummers Herr werden. Mache dir nur einmal klar, was auf dem Spiele steht! Die Sache der Religion und dein eigenes Seelenheil würden gefährdet sein, wenn du nicht mutig standhieltest. Dünkt es dir nicht vollkommen unmöglich, daß ein Geschöpf wie du sich einem Manne verbindet, den die Volksstimme als den Maler des Protestantismus bezeichnet? Der die Abtrünnigkeit verherrlicht und den starrsten Widersacher des heiligen Vaters zum Heros stempelt?“

Baleska zitterte. Wie hilfesuchend umklammerte sie die weiche Hand der Aebtissin und lehnte den Kopf ächzend auf ihre Schulter.

Die Aebtissin fuhr fort:

„Denke doch nur diesen fürchterlichen Gedanken aus! Was sollte und könnte das im günstigsten Fall für eine Ehe werden? Vorstellungen, an denen von Kind auf dein ganzes Herz hängt, Personen und Dinge, die für dich das Heilige schlechthin bedeuten, erscheinen ihm als bloße Phantasmen, als Willkürlichkeiten des Irrtums und Aberglaubens! Sene Gemeinsamkeit des Empfindens und Hoffens, die selbst für das irdische Glück so unerläßlich ist, müßte euch ein für allemal fremd bleiben. Eine Kluft würde zwischen euch gähnen, die keine Liebe und keine Hingebung jemals ausfüllen könnte. Aber das wäre ja noch das geringste. Der Schwerpunkt der Frage liegt anderswo. Da er unleugbar ein hochbegabter, glänzender Geist ist, so würdest du die größte Gefahr laufen, in deinem eigenen Glauben von Grund aus erschüttert zu werden. O, meine Tochter, die falsche Weisheit arbeitet oft mit gar schneidigen und blendenden Waffen! Sie weiß es einzurichten, daß ihre sogenannte Logik den Gegner verblüfft und betäubt — und dann hat der Unglaube gewonnenes Spiel. Ein weibliches Wesen vollends, das da in so vielen anderen Beziehungen zu dem Mann seiner Wahl emporsehaut, eine hingebungs-

volle, weiche Natur wie du, besitzt nicht die Kraft eines dauernden Widerstandes. Du, mein Kind, du wärest unrettbar verloren in alle Ewigkeit.“

„Allgütiger Heiland, beschütze mich!“ hauchte Waleska.

„Ja, mein Kind, unrettbar verloren! Das ist meine feste und heiligste Ueberzeugung. Wären also die sogenannten gemischten Ehen nicht schon an und für sich der alleinseligmachenden Kirche ein Greuel: du müßtest zurückschrecken um deines eigenen tödtlich bedrohten Heiles willen. Zudem sind deine Eltern fest entschlossen, lieber zu Grunde zu gehen, als jemals ihre Zustimmung zu erteilen.“

„Papa weiß noch von nichts,“ fuhr Waleska heraus.

„Frau von Kronach fühlt sich eins mit ihrem Gemahl,“ versetzte die Oberin würdevoll. „Ach, wenn du nur ahntest, wie deine gute Mama unter diesen Erlebnissen leidet, du würdest schon aus Liebe zu ihr mutig und mit aller Gewalt an dir arbeiten... Nun gar dein vortrefflicher Vater, der so überaus stolz ist auf die untadelige Kirchlichkeit seiner uralten Familie! Es mag dir ja furchtbar schwer fallen, aber es hilft nichts: du mußt zur Erkenntnis kommen,

daß diese Neigung in jeder Beziehung aussichtslos ist. Sonach halt' ich's für meine Pflicht . . .“

„Aber vielteuerste Frau Aebtissin,“ schluchzte Waleśka, „trotzdem ist ja noch immer ein Weg denkbar . . .“

„Keiner, mein Kind!“

„Doch, doch! Wenn er zur alleinseligmachenden Kirche übertritt!“

Die Aebtissin streckte abwehrend die rechte Hand aus. „Der Maler des Protestantismus?“ fragte sie herb. „Und wenn selbst! Ein derartiger Uebtritt wäre ja doch nur ein sittlich wertloser äußerer Akt, der an der wahren Gesinnung des Mannes durchaus nichts verändern würde! Ich hab' mir den Aufsatz, der ihm so freigiebig Weihrauch streut, Wort für Wort von deiner Mama übersetzen lassen. Ohne das Bild zu kennen, darf ich auf Grund dieser Lobsprüche dreist behaupten: ein Künstler, der so etwas gemalt hat, und die heilige römisch-katholische Kirche — das sind Gegensätze, die sich niemals versöhnen werden. Auch wenn er sich heut noch angeblich bekehrte — ich würde demungeachtet bei meiner Behauptung verharren: er ist unser Todfeind. Durch die Arbeiten dieses Herrn Karl Schurz weht ein

Geist, der nun und nimmer in unsrer katholischen Kirche Raum finden kann, der Geist der Verneinung, der Auflehnung, des krassesten Unglaubens. Nein, teure Baleska! Ein kurzes und rasches Entsagen ist hier das einzig Kluge, Verständige und Gottwohlgefällige! Laß uns jetzt abbrechen! Ueberleg dir alles noch einmal ruhig im stillen Kämmerlein! Sobald du dann das Bedürfnis hast, reden wir über das Nähere. Es wird ja wohl nicht zu umgehen sein, daß du ihm schreibst . . . Schreibe ein anderer, so könnte Herr Schurz sich noch mit der Hoffnung tragen, du seiest nicht völlig mit dem, was man ihm mitteilt, einverstanden. Und du hast doch unleugbar die Pflicht, ihn nicht zwecklos zu quälen. Geh jetzt, Baleska, und sammle dich! Gott schenke dir seinen Beistand!"

Baleska von Kronach begab sich sofort in ihr Zimmer. Sie hatte bereits am Vormittag um die Erlaubnis gebeten, sich für heute noch von den gemeinsamen Mahlzeiten ausschließen zu dürfen, was die Aebtissin ihr gern zugestand. Um sieben Uhr brachte ihr eine der Schaffnerinnen den Thee.

Es dunkelte schon, als Baleska in tiefster Niedergeschlagenheit durch die sanftauschenden Baumgänge

des Gartens schritt. Nach langer Selbstprüfung hatte sie Trost gesucht bei der liebreizenden Schwester Marguerite und auch hier nichts gefunden, was ihr gebeugtes Herz hätte aufrichten können. Schwester Marguerite hatte mit ihr geweint, ohne doch fähig zu sein, den wohlgemeinten Erörterungen der Frau Aebtissin auch nur mit einer einzigen Silbe zu widersprechen. Wie freudig hätte die Schwester ihre herzliche Waleška beglückwünscht, wenn es sich um ein Bündnis gehandelt hätte, das nach Ansicht der strenggläubigen Ursulinerin statthaft und möglich war! Nächst der Himmelsbraut erschien ja auch ihr eine irdische Braut als das gebenedeitetste Wesen unter der Sonne. Ja, es gab vielleicht Augenblicke, in denen Marguerite trotz ihrer tiefen und echten Frömmigkeit der irdischen heimlich den Vorrang erteilte. Aber das setzte doch immer voraus, daß die Verhältnisse klar und von jedem bedrückenden Mißklang frei waren. Jetzt, angesichts dieser trostlosen Situation, konnte sie nur in teilnehmender Freundschaft für die arme Waleška beten und ihr den Rat erteilen, sich den Wünschen und Weisungen ihrer Mutter und der ehrwürdigen Frau Aebtissin demütig zu fügen.

Von diesen Eindrücken beherrscht, hatte Baleska den Drang verspürt, bei schon vorgerückter Stunde nochmals hinaus zu eilen in die Abenddämmerung des schweigsamen Klostergartens. Brennenden Auges schritt sie über die schlummernden Pfade, an den Plätzen vorüber, wo sie vordem so glücklich und froh gewesen war. Sie fühlte sich nun verlassen und elend wie nie zuvor.

So kam sie nach einiger Zeit in die Nähe der kleinen basaltgrauen Kapelle, auf deren Kreuzblumen, Fialen und Wimpergen der immer stärker werdende Glanz des Mondes lag. Das Herz wollte ihr fast in Stücke brechen, als sie bei diesem Anblick sich des Tages erinnerte, da ihr der greise Munionier Tarnot hier zum letztenmal den Leib des Herrn gereicht und sie zur Treue ermahnt hatte gegen Maria, die gnadenreiche Beschirmerin jungknospender Mädchen-seelen. Wie friedsam, wie ruhig und licht sah es damals in ihrem Gemüt aus! Und jetzt — Welch öde Zerrissenheit, Welch dumpfe, starre Verzweiflung!

Die kleine Kapelle war bei Tag und Nacht geöffnet. Ein heißes Verlangen ergriff die Unglückliche, hier vor dem Altar der heiligen Gottesmutter ihr Herz auszuschütten und sich Kraft zu erflehen,

diesen schier unerträglichen Kampf durchzukämpfen bis ans Ende.

Sie trat ein. Verschwimmendes Mondlicht fiel gedämpft durch die buntfarbigen Glasmalereien, gerade nur hell genug, um die Dinge ringsumher notdürftig erkennen zu lassen. Vor dem hohen Gemälde, das die Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben darstellte, glomm in matt-rötlichem Schimmer die ewige Lampe.

Baleska warf sich, das Antlitz gesenkt, in die Knie und klagte der Himmlischen aus gefolterter Seele ihr Leid, jenes größte und tiefste Leid des Sterblichen, das so alt ist wie die Menschheit, und doch jedem, den es befällt, so neu, so unerhört dünkt und so wider alle Natur und Gerechtigkeit.

Noch ungetröstet erhob sie sich. Es war ihr zu Mute, als könne sie überhaupt nicht mehr in voller Gläubigkeit beten. Und es grauste ihr vor ihrer eigenen Verworrenheit.

Sie wollte sich eben, scheu wie eine Verfehnte zum Ausgang wenden, als sie heftig zusammenfuhr. Dicht vor ihr stand eine dunkle Gestalt, die langsam den Kopf bewegte. Das Mondlicht, durch ein weitflatterndes Kleid des Fenstergemäldes in magisches

Grün verwandelt, spielte um ein vergrämtes, hageres Gesicht mit hohlblickenden Augen. Waleška erkannte die unselige Schwester Agathe.

„Fräulein von Kronach,“ raunte die Nonne geheimnisvoll, „suchen auch Sie hier Schutz gegen die Anfechtungen des Satans?“

Und dann nahm sie das aufschauernde Mädchen ungestüm bei der Hand und führte es abseits. Im äußersten Winkel der kleinen Kapelle niedersitzend, erzählte sie von ihren schrecklichen Visionen, von den Rätseln der Finsternis und den teuflischen Lockungen, die sich auf Schritt und Tritt an sie herandrängten. Sie sprach so tiefstönig und dumpf, daß schon der Klang ihrer Stimme Grausen erregte. Sanct Marmertus war ihr jetzt schon zum viertenmale im Traum erschienen und hatte ihr zugerant, er fürchte mit jedem Tag mehr für ihr Seelenheil. Sobald der Marienmonat vorüber wäre, wollte sie sich die härtesten Bückungen auferlegen, um so mit Hilfe Marias doch vielleicht der ewigen Not zu entgehen und der Qual der Verdammnis. Sie bezichtigte sich der schwersten Verstöße gegen Gottes Gebot, der schmachvollsten Lästerungen, besonders aber der heimlichen Kezerei. Das alles — sie mußte es wohl —

waren unmittelbare Eingebungen der Hölle. Da galt es nun ringen und kämpfen und sich kasteien und mit blutigen Thränen aufjammern zur Mutter des Heilands, um nicht vom geistigen Tod überwältigt zu werden. Die Schwester hatte dies neue Weh noch keiner menschlichen Brust anvertraut. Jetzt aber sah sie es wie eine göttliche Fügung an, daß sie hier in der einsam-stillen Kapelle ein junges Geschöpf traf, dem da gleichfalls ein unergründlicher Schmerz an der Seele fraß. Baleska hatte sich ja im Gebet gewunden wie ein verkehrter Wurm — und so qualvoll gestöhnt . . . Einer Leidensgefährtin aber durfte man wohl sein todwundes Gemüt entschleiern.

Als Schwester Agathe mit ihrem Jammer zu Ende war, wollte sie, daß auch Baleska ihr beichte. Baleska jedoch fühlte sich trotz alles Mitleids von der Persönlichkeit dieser Nonne so abgestoßen, daß ihr ein solches Geständnis stark widerstrebte. Sie gab nur im allgemeinen zu, von mancherlei Zweifeln und Gewissensbissen gequält, habe sie hier bei der heiligen Jungfrau Trost und Befreiung gesucht, und machte sich dann, sobald es ging, von der unheimlichen Gefährtin los. Eins aber war in ihrem

Herzen zurückgeblieben: das unsägliche Angstgefühl vor Sünde, Irrtum und Abtrünnigkeit, ein dämonisches Grausen vor dem Verlust ihrer Gotteskindschaft und ihres Erbteils im Reiche der Seligen.

Die ganze Nacht über that sie kein Auge zu. Am folgenden Morgen war sie in jeder Beziehung reif für die unwiderrufliche Absage, die man von ihr erwartete.

Und sie schrieb nach den Winken und Angaben der Frau Aebtissin an den Mann, der doch die ganze Blut und Kraft ihrer Liebe besaß, einen ruhig-höflichen Brief.





Zehntes Kapitel.

Karl Schurz war nach jenem ereignisvollen Abend in der Taumelstimmung des glücklich Liebenden heimgeilt. Das wildfrohe Erstaunen, das den Menschen ergreift, wenn er sich nach so langem Hoffen und Zweifeln endlich am Ziel seiner Sehnsucht gewahrt, ließ ihn vorerst nicht an den Schlaf denken. Alles rings um ihn her schien wie verwandelt. Das Unbedeutendste, der Faltenwurf der Gardine, das Arabeskenwerk der Tapete, sah ihn mit fremdartig-verwunderten Augen an. Zuweilen trat er ans halbgeöffnete Fenster und that einen tief-schauenden Atemzug. Die Welt lag so geheimnisvoll unter dem sternklaren Nachthimmel; die Giebel und Gassen und Dachtraufen verschwammen so uner-

kennbar phantastisch im bläulichen Dämmerchein. Hatte er wirklich diesen märchenhaft-schönen Anblick früher unzähligemal gleichgültig hingenommen? Heut erst empfand er das herrliche Stimmungsbild da draußen als eine Sache, die ihn persönlich anging: als den Hintergrund, auf dem sich eine glückselige Zukunft abspielen sollte.

Am folgenden Tage erhob sich Karl Schurz auffallend spät. Mehrere Stunden lang trieb er sich ohne ernsthafte Thätigkeit im Atelier herum. Drei- oder viermal versuchte er das großartig geplante „Heimweh“, dessen erster Entwurf so farbenprächtigt und frisch vor ihm stand, in endgültiger Form auf die schwarzbraun umrahmte Leinwand zu übertragen, die er zu diesem Zweck schon vor etlichen Tagen hier aufgestellt hatte. Aber er kam nicht weit. Sein Herz war zu voll, sein Blut zu aufgereggt. Nun machte er da und dort eine Korrektur an der Farbenskizze und fand, daß er so den ursprünglichen Ton des Ganzen eher verdarb als verbesserte. Das rasch aus dem Schubfach geholte Seidenpapier sog die zweckwidrige Zuthat ein und flog an den Boden. Es war heute nichts mit der Arbeit, das merkte er jetzt.

Er sah nach der Uhr: zwölf!

Schurz trat in das Ankleidezimmer und zog sich um. Baleska hatte ihm heute auf ein Uhr eine kurze Begegnung im Hofgarten zugesagt. Um diese Zeit kam sie aus der Klavierstunde. Er sollte dann von ihr erfahren, ob sie bereits mit ihrer Mutter gesprochen hatte, und ob es ratsam erschien, daß er schon jetzt Schritte that.

Er nahm den Filzhut und den grauen Naturstock und rannte die Treppe hinab. Es war ja noch etwas früh. Er würde jetzt in der großen Kastanienallee mindestens drei viertel Stunden lang warten müssen. Doch das war immer noch besser als das Herumlungern im Atelier, wo ihm die Ungeduld beinah' den Atem raubte.

Auch im hellsprühenden Tageslicht schien ihm die ganze Stadt wie vertauscht: alles so neu und so jung und so lebensfroh. Er hätte singen und jauchzen und lärmern mögen vor Sonne und Seligkeit.

Lange noch vor halb eins war er an Ort und Stelle. Er durchschritt die ganze Allee von Anfang bis zu Ende, was genau sechs Minuten beanspruchte. „Also noch fünfmal!“ sagte er zu sich selbst, machte rasch kehrt und hatte nun das Gefühl, als ob er

durch sein gesteigertes Tempo auch das Erscheinen Baleskas beschleunige. Er mußte über den Trugschluß seines Instinkts lächeln. Aber die schnelle Bewegung wirkte thatsächlich wohlthuend auf sein Erwartungsfeuer.

Trotzdem verging ihm die Zeit außerordentlich langsam. Wenigstens bis zu dem Augenblick, da seiner Berechnung nach Baleska spätestens hinter dem großen Denkmal erscheinen mußte. Als dieser Augenblick vorbei war, ergriff ihn die wachsende Angst, sie werde jetzt überhaupt nicht mehr kommen. Und nun flogen ihm die Minuten auf Sturmesflügeln. Oh' er sich dessen versah, war es halb zwei, zwei. Jetzt gab es durchaus keinen Zweifel mehr: sie hatte ihr festes Versprechen aus irgend welchen Gründen höherer Gewalt nicht erfüllen können. Denn daran, daß sie aus eigener Schuld wortbrüchig sein könnte, dachte er keine Sekunde lang.

Ob sie krank war? Das dünkte ihm fast die einzige Möglichkeit. Jedenfalls mußte er sich Gewißheit verschaffen.

Ohne sich noch im klaren zu sein, wie er das anfangen solle, schlug er mechanisch die Richtung nach ihrem Hause ein. Er ging lange nicht mehr

so flott und elastisch wie zu Beginn seiner Wanderung. Ein bängliches Vorgefühl hatte sich ihm kalt auf die Nerven gelegt. Der Besitz Valeskas war ja auch ein zu unermessliches Glück, als daß sich dies alles so ganz und gar ohne Schwierigkeit hätte fügen können!

Er überlegte. Da er in Valeskas Familie noch nicht eingeführt war — eine seltsame Scheu hatte ihn stets von der Anknüpfung eines Verkehrs abgehalten — so war jetzt ein Vorwand für einen Besuch schwer ausfindig zu machen. Zwanzigerlei fiel ihm ein, was er sofort als unmöglich verwarf. Trotzdem steuerte er unentwegt auf die Kronachsche Wohnung los, vielleicht in der Hoffnung, jemand vom Dienstpersonal zu treffen, der ihm bei kluger Einfädelung Bescheid sagen würde.

In der That kam ihm der Zufall zu Hilfe. Als er noch dreißig Schritt von dem Eingang entfernt war, sah er den Oberstabsarzt Böhling heraustreten und geradeswegs auf ihn zuschreiten. Karl wußte, daß Doktor Böhling bei Kronachs Hausarzt war. Kein Zweifel, Valeska war unpaßlich. Von weitem schon suchte Karl Schurz in den Zügen des Mannes zu lesen, ob vielleicht gar etwas Ernsthaftes

vorliege. Doktor Böhling indessen schaute so gleichmütig und so behaglich aus wie immer.

Der junge Künstler war schon im Begriff, den Oberstabsarzt anzureden. Aber der lebenswürdige Herr mit dem frischen, weinroten Gesicht blieb aus eigenem Antrieb ein paar Minuten lang bei ihm stehn, fragte ihn, wie ihm der gestrige Abend bekommen sei, und fügte dann lächelnd hinzu:

„Ihre niedliche Tänzerin, das Fräulein von Kronach, ist uns ganz unverhofft ausgekniffen. Ich wollte da eben zu ihrer Mama. Da hör' ich vom Diener, die beiden Damen seien mit dem Zwölf-Uhr-Zug nach Brüssel gereist. So treiben's die Ewatöchter! Gestern war noch die gnädige Frau todsterbenskrank; heut unternimmt sie Sprig'touren.“

„Das ist allerdings merkwürdig,“ stammelte Schurz. „So unerwartet?“

„Na, die Kronachs sind immer schnell von Entschluß gewesen. Vielleicht Familienverhältnisse . . . Wer kann das wissen? Ich hätte mir nur den Gang sparen können. Seit acht Tagen bin ich höllisch in Anspruch genommen. Auf Wiedersehen!“

Ein kräftiger Händedruck — dann verschwand Doktor Böhling im Straßengewühl.

Karl Schurz war nun etwas beruhigter. In der That waren ja hundert Fälle denkbar, die eine derartige plötzliche Fahrt nach Brüssel erheischen konnten. Baleska hatte ihm sicher noch vor der Abreise Nachricht gegeben. Vielleicht fand er zu Hause bereits ihren Brief.

Er nahm eine Droschke, um ja keinen Augenblick länger als nötig in Ungewißheit zu schweben. Aber die sehnlichst erhoffte Botschaft war noch nicht eingetroffen.

Den ganzen Tag über wartete er in steigender Aufregung. Am Abend suchte er sich mit dem Gedanken zu trösten, Baleska habe wohl vor der Abreise keinen Augenblick des Alleinseins gefunden und ihrer Mutter einstweilen noch nichts verraten wollen. Zweifellos werde nun morgen ein Brief aus der belgischen Hauptstadt anlangen.

Als auch der folgende Tag verstrich, ohne von der Entschwundenen irgend ein Lebenszeichen zu bringen, fühlte sich Karl Schurz von unsäglicher Angst gepackt. Und nach und nach ward er hellseherisch. Der wahre Zusammenhang erschloß sich ihm bruchstückweise. Er wußte jetzt: Baleska hatte sich ihrer Mutter gleich offenbart, die Mutter hatte

ihr Veto eingelegt und diesem durch die sofortige Wegführung der Tochter Nachdruck verliehen. Halb unbewußt hatte er schon den Tag über nach Gründen gesucht, die Frau von Kronach gegen seine Persönlichkeit einnehmen könnten, und zum erstenmal war ihm eingefallen, was er bis dahin niemals in Betracht gezogen: die Verschiedenheit der Bekenntnisse.

Sa, das mußte es sein! Das war die einzige Möglichkeit!

„Aber um Himmels willen,“ klang es in seiner Brust, „gibt es denn so etwas . . .? An der Wende des neunzehnten Jahrhunderts? Würde es mir denn je beifallen, und wäre sie auch die glühendste Anhängerin des Papismus, ihr religiöses Bedürfnis und ihren Glauben irgendwie stören zu wollen? Würden mir nicht alle Symbole, an denen ihr Herz hangen mag, heilig und unantastbar sein, nur weil sie ihr heilig sind?“

Und ein dumpf-wühlender Groll stieg in ihm auf, daß gerade er ein so trübes Schicksal erleben sollte! Er, der sein Fühlen und Denken niemals in die Schranken einer kirchlichen Konfession gebannt hatte, sondern in all den mannigfaltigen Bildern und Gleichnissen nur die schwungvoll-dichterische Um-

rahmung der reinen Wahrheit erblickte, der ewig unerforschlichen, unaussprechbaren! Er, der die nämliche Andacht in der Moschee fühlte wie in dem christlich-katholischen Dome, wenn er nur eins empfand: daß um ihn herum eine wahrhaft heilsbedürftige, lichtverlangende Menschheit kniete!

Es warf sich in seinen Lehnstuhl und stützte schwer beklommen die Stirn auf die Hand. In seiner frischen und fröhlichen Naivetät war es ihm gar nicht zu Sinne gekommen, daß diese Anschauungen von anderen hochgemuteten Herzen nicht geteilt werden könnten. Was ihn ausgefüllt hatte, war die Besorgnis: hat sie dich lieb? Wird sie auch ja sagen? Alles übrige schien ihm gering neben dem einen Punkte, von dem für ihn Leben und Tod abhing. Vorübergehend war ihm einmal der Adelsstolz der Familie eingefallen. Aber im Hochgefühl seines Könnens und seiner geachteten Stellung hatte er das rasch wieder über Bord geschleudert. Und nun tauchte da plötzlich wie eine Wolke am heiteren Himmel der Konfessionsunterschied auf!

Umsonst rief sich Karl die vollendete Liebenswürdigkeit der Kronachs auch im Verkehr mit Andersgläubigen und die harmlose Weltfreude nament-

lich der Mutter ins Gedächtnis zurück. Die Kernfrage blieb.

Noch am nämlichen Abend fand er Gelegenheit, in scheinbar gleichgültiger Unterhaltung mit zwei Bekannten Dinge zu hören, die seine Vermutung bestätigten. Ausdrücklich ward festgestellt, daß Herr von Kronach sowohl wie seine Gattin, geborene von Trußberg, der allerstrengsten, orthodoxesten Richtung huldigten. Von Fräulein Baleska wußte man in dieser Beziehung zwar nichts Positives, aber es war doch vorauszusetzen, daß sie als Tochter so frommgläubiger Eltern nicht weit vom Stamme gefallen war.

Am vierten Tag erhielt Karl Schurz einen Brief mit dem Poststempel Arley. Nebend riß er das große steife Couvert auf, und stockenden Herzens las er, was die Geliebte ihm hier in ruhiger Sachlichkeit mitteilte. Der Ton dieser frostklaren Zeilen übertraf seine schlimmsten Erwartungen. Er legte das furchtbare Dokument auf den kleinen Trumeau unter dem Goldspiegel und durchmaß dann wohl eine Viertelstunde lang mit dumpfdröhnenden Schritten sein Atelier. Plötzlich machte er vor dem farbenprächtigen Skizzenblatt „Heimweh“ Halt und schlug die Hände vors Antlitz wie ein Verzweifelter.

Welch eine blutlos-öde Epistel! War das wirklich die heiß erglühende, wunder süße Waleška, die ihn dort vor dem abendrotüberfluteten Teich umhalsst und geküßt hatte? Die ihm voll überquellender Leidenschaft zugerant hatte: „Ja, ich habe dich lieb wie sonst nichts auf der Welt!“ . . . Der Brief war ja in seiner logisch unanfechtbaren Kälte geradezu graufenerregend.

Waleška von Kronach gab ihrem Verlobten schlanke Weg, obschon mit sehr höflichen Worten, den Laufpaß. Sie bat ihn zum Schluß aufrichtig um Verzeihung, daß sie ihm eine Hoffnung erweckt habe, die sie angesichts der obwaltenden Verhältnisse leider nicht zu erfüllen im Stande sei. Auch versicherte sie ihm wiederholt ihrer vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit.

Alles das klang so herzlos und förmlich, daß es dem armen Karl Schurz in die Seele schnitt wie der entsetzlichste Hohn. Ein tieferer Absturz aus allen Himmelshöhen war ja nicht denkbar. Wie hatte er aufgejauchzt in dem Hochgefühl: das herrlichste, reinste, wonnevollste Geschöpf unter der Sonne liebt dich! Und nun war diese hingebungsvolle Glut, die ihn so maßlos beglückt hatte, mit einemmale wie

ausgelöscht. Die mitleidsloseste Rauheit der Pflicht sprach hier aus jeder Silbe. Es war zum Wahnsinnigwerden.

Das hat Valeska nimmermehr selbst geschrieben, rang es sich endlich aus seiner keuchenden Brust los. Man hat sie gezwungen; man hat ihr das aufgesetzt. Dort im Kloster steht sie ja ganz unter dem Bann fremder Beeinflussung. Wer weiß, wie man die Ärmste gequält und gefoltert hat! Ich werde sie auffuchen! Ich werde mit Gewalt zu ihr vordringen! Ehe ich's nicht aus ihrem eigenen Mund höre, daß sie mich aufgibt, eher glaube ich's nicht! Nein, ich glaube es nicht!

In dieser Stunde noch wollte er abreißen. Er kam aber doch zu der Erkenntnis, daß es mit der Gewalt, die er da so als ultima ratio anrief, ein recht unzuverlässiges Ding sei. Jedenfalls war es vorerst ratsamer, den Weg der Verhandlungen und der List zu beschreiten. Es fiel ihm ein, daß nach den Schilderungen Valeskas die Pensionärinnen des Klosters jederzeit im Sprechzimmer ungehindert ihre Angehörigen sehn konnten. Hier mußte ihm die Nebtiffin eine Begegnung mit Valeska erlauben. Wenn er die Sache so darstellte, als sei er bereit,

zu entsagen, sobald die Geliebte selbst ihm persönlich und mündlich sein Wort zurückgebe, dann konnte man kaum etwas Verständiges einwenden. Sträubte sich die Aebtissin — nun, dann war der Beweis erbracht, daß man dem sogenannten Entschluß Valleskas nicht traute, daß dieser Brief nicht freiwillig verfaßt, sondern erzwungen war. In diesem Fall würde er an dem geliebten Mädchen trotz aller feindlichen Mächte mit eiserner Kraft festhalten und es um jeden Preis zu erkämpfen suchen.

Von neuem erwachte ihm der Mut und die Hoffnung. Schon der Umstand, daß er jetzt überhaupt handelte, wirkte belebend auf seine Niedergeschlagenheit. Er setzte sich und entwarf mit höchster Sorgfalt ein sehr maßvolles Schreiben, das er dann eigenhändig zur Post trug.





Elftes Kapitel.

Schon zwei Tage darauf erhielt er die Antwort der Frau Aebtissin.

Zu seinem größten Erstaunen fand die hochwürdige Dame „in ihrem heißen Drang nach Gerechtigkeit“ sein Verlangen durchaus nicht unstatthast.

„Ich nehme es auf mich,“ schrieb die Aebtissin wörtlich, „auch ohne Vorwissen der Eltern, die sich vielleicht nur zwecklos darüber aufregen würden, die von Ihnen gewünschte Begegnung gutzuheißen. Fräulein Valeska wird Ihnen mündlich kurz wiederholen, was sie Ihnen bereits schriftlich auseinandergesetzt hat. Sie hofft dann aus Ihrem Munde zu hören, daß Sie ihr weiter nicht grollen, sondern den Kummer, den sie Ihnen verursacht hat, großmütig verziehen haben.“

Zwei Stunden nach Empfang dieses Briefes reiste Karl Schurz ab.

Von dem Coupéfenster aus sah er den Giebel der Dynbergeschen Villa, wo er Baleska an jenem unvergeßlichen Ballabend kennen gelernt. Das heiße Gefühl, das ihn beim Anblick des lieben Mädchens sofort übermannt hatte, wie etwas gänzlich Neues, noch niemals Erlebtes, wiederholte sich jetzt in der Erinnerung mit wahrhaft elementarer Gewalt. Ja, das war gleich von der ersten Minute an die große, echte, unüberwindliche Liebe gewesen, die nur einmal im Gemüte des Menschen aufblüht und ihn bis in die letzte Faser mit ihrem göttlichen Zauber durchtränkt! Wie manches reizende junge Mädchen hatte er schon im Lauf seines fröhlichen Künstlerlebens angeschwärmt und bewundert, ohne den tausendsten Teil von dem zu empfinden, was ihn damals ergriff wie ein rasender Wirbelsturm. Jede Linie von ihr, wie sie so neben der Mutter in den festlich erleuchteten Saal schritt, jeden Farbenton ihres Kleides, jedes Lichtspiel auf ihrem dunklen Haar hätte er jetzt noch wahrheitsgetreu nachbilden können! Und fast in derselben Minute das bleischwere Bewußtsein: sie ist viel zu herrlich für dich!

Der ganze hold=phantastische Traum dieser Ballnacht und die Wochen des Zweifels, die ihn dann, halb schon entsagend, bei seiner Arbeit gesehen, bis ihm nach etlichen weiteren Begegnungen scheu und zaghaft der Glaube an ihre Neigung wuchs; und der Widerstreit der Entschlüsse und der endliche Sieg: alles das zog ihm jetzt an der Seele vorüber wie in silbernes Grau gehüllt. Er dachte der schwermütig=fahlen Beleuchtung der altgriechischen Unterwelt, wo die Trauer um das Ewigverlorene bleich und gespenstisch auf den stillen Asphodeloswiesen schwebt . . .

Nach kurzer Frist zog er das Schreiben der Frau Mebtissin hervor. Bis dahin hatte er diesen Brief als eine glänzende Gunst des Schicksals betrachtet. Jetzt mit einemmal kamen ihm peinvolle Zweifel. Was nuzte das alles? Sprach nicht gerade dies entgegenkommende, beinahe wohlwollende Schriftstück dafür, daß die Mebtissin ihrer Sache gewiß war? Sonach hatte Baleska aus tiefster, ureigenster Ueberzeugung gehandelt. Und alles war dann vergeblich.

Er sprach sich nun wieder das Gegenteil vor und quälte sich so in fortwährendem Hin und Her bis aufs Blut.

Spät am Nachmittag langte er müde und ab-
gespannt auf der Station Arley an. Die Sprech-
stunde, die ihm die Frau Abtissin bezeichnet hatte,
war längst vorüber. Er fuhr ins Hotel, gab dort
sein geringes Gepäck ab und trank einen Schluck
Rotwein. Dann fragte er nach dem Kloster der
Ursulinerinnen. Obgleich er ja wußte, daß es für
heute zwecklos war, trieb es ihn doch mit aller Ge-
walt nach den Mauern, wo sein Liebstes nun der
Begegnung mit ihm — der letzten vielleicht — ent-
gegenharrte, ohne daß er im stande war, sich von
ihrer Seelenverfassung ein deutliches Bild zu ent-
werfen.

Als er das Kloster erreichte, stand die Sonne
schon tief. Das Dach der Kapelle und der kleine
etwas unsymmetrische Dachreiter mit dem zierlichen
Glöckchen schimmerten in lebhaftem Rot. Ernst und
feierlich wölbten sich die uralten Bäume über dem
ganzen lautlosen Anwesen.

Hier also hatte Baleska ihre Uebergangszeit
zwischen dem Kindes- und Mädchenalter verbracht!
Und hierher war sie zurückgekehrt — gleichsam auf
der Flucht vor dem Manne, der mit Freuden sein
Herzblut für sie geopfert hätte! War er denn wirk-

lich ihr Feind, ihr Verfolger, ihr Mißgeschick? Das Ungeheuerliche der Situation überwältigte ihn. Er setzte sich auf das unkrautumwucherte Steingeröll, das eine Strecke weit hier den Lauf des träge dahinfließenden Arley-Bachs einfriedigte. Zum erstenmal seit Jahren rollten ihm große, brennende Thränen über das Antlitz. Er ballte die Fäuste.

Die Nacht sank, und immer noch saß er, von hundert wechselnden Eindrücken und Gefühlen beherrscht, im Anblick der feindlichen Mauern, die sich jetzt schwarz und finster emportürmten wie phantastische Wolken. Als er sich endlich erhob, war er am ganzen Leib wie zerschlagen. Ihn fror. Langsam und tieftraurig schritt er über die staubige Fahrstraße nach dem Städtchen zurück.

Am folgenden Tage, punkt elf, zog er am Haupteingange des Klosters die Klingel. Die Frau Nebtiffin öffnete ihm in eigener Person. Sie hatte ihn kommen sehn.

Während des Gangs nach dem Sprechzimmer begegnete den beiden kein Mensch. Die Frau Nebtiffin redete mit ihrem etwas beklommenen Gast nur das Notwendigste, gerade so viel, um sich zu vergewissern, daß es der Kunstmaler Karl Schurz war, den sie

da vor sich hatte. Beim Sprechzimmer angelangt, machte sie eine freundliche Handbewegung und hieß ihn eintreten. Sie selber zog sich zur lebhaften Ueberraschung des jungen Mannes zurück. Er würde also mit der Geliebten allein sein!

Voll herzklopfender Aufregung sah sich Karl Schurz in dem Raume um. Das Zimmer hatte etwas Schmuckloses und Kaltes. Die hohen gestrichelten Wände erinnerten fast an die Unwirtlichkeit einer Gerichtsstube. Rechts neben dem großen vergitterten Fenster stand ein einziger Tisch, viereckig, unlackiert, ohne Decke. An den Mauern ringsumher Bänke und Stühle. Auf dem Fußboden lag eine Strohmatte. An der Schmalwand, gegenüber der Eingangsthür, befand sich ein kleines verhangenes Schiebfenster. Hier saß während der Sprechstunden der Zöglinge eine Schwester. Das heischte die Hausordnung. Jetzt war nicht zu erkennen, ob der Platz hinter dem Schieber besetzt war.

Nach zwei Minuten drehte sich der wuchtige Eichenholzflügel in seinen Angeln. Dem jungen Manne strömte das Blut nach dem Herzen. Vor ihm stand, bleich und verwirrt, aber in dieser Blässe nur um so holder und rührender, Baleska von Kronach.

Karl Schurz, vom Taumel seiner wahnwitzigen Sehnsucht erfaßt, wollte geradeswegs auf sie zustürzen und sie heiß in die Arme schließen. Waleška indes hob wie zur Abwehr die Hand empor und sah ihn so ernst und so traurig an, daß ihm der Mut verging.

„Waleška!“ rief er mit angstvoll gepreßter Stimme. „Hier also finden wir uns wieder!“

Der letzte Blutstropfen war ihr aus dem verstörten Antlitz gewichen. Sie brachte kein Wort hervor.

„Ist es wahr, liebste Waleška,“ fuhr er dann leise fort, „daß Sie mich treulos verabschieden? Ist der entsetzliche Brief, den ich empfang, wirklich der Ausdruck Ihrer freien Entschliebung?“

Waleška blickte starr auf den Fußboden.

„Ja!“ versetzte sie tonlos.

„Und Sie können die Schwüre, die wir getauscht, und alles, was wir geträumt und gehofft haben, so gleichmütig vergessen?“

„Ich muß.“

„Wer zwingt Sie? Was uns zu trennen scheint — wiegt denn das in der That so viel schwerer als das, was uns vereinigt?“

„Leider ja!“

Sie sprach das mit einem tiefen Seufzer. Und dann war es, als ob sie sich plötzlich auf ihre Pflicht besönne. Sie durfte ihr Weh nicht so zu Tag treten lassen. Sie wollte nur noch einmal ganz kurz die zwingenden Gründe ihrer Handlungsweise hervorheben und ihm beteuern, daß keine Macht der Erde die gläubige Katholikin dazu bewegen könne, ihr ewiges Heil zu gefährden. Sie hatte das der Aebtissin feierlich in die Hand gelobt, unter Anrufung der allgütigen Gottesmutter und des Gekreuzigten.

Ihre glutvolle Ueberzeugung verlieh ihr die Kraft, in dieser schweren Minute das Leid ihres Herzens mit der Sieghaftigkeit einer heiligen Märtyrerin niederzukämpfen. Was sie da vorbrachte, das klang wie das Bruchstück einer zermalmenden Bußpredigt, die nur das eine betont, was nothut, alles Irdische aber in glaubensstarker Mißachtung beiseite wirft.

Karl Schurz hörte ihr schweigend zu. Eine unsägliche Bitternis stieg in ihm auf. Das alles war seiner Meinung zufolge nur das Werk der Aebtissin. Er wußte nicht, daß diese Anschauungen

seit vielen Jahren bereits im Herzen Valeskas Wurzel geschlagen hatten.

Als das Fräulein zu Ende war, stand er noch eine Zeit lang stumm und bewegungslos. Endlich raunte er wie im Selbstgespräch:

„Wer mir das neulich vorausgesagt hätte! Es ist ja der barste Wahnsinn! Soll denn jetzt alles, alles zerstört sein — unwiederbringlich?“

Da richtete sich Valeska hoch auf. Eine jähe Blutwelle stieg in ihr blasses Gesicht. Ihre tief-schwarzen Augen funkelten wie im Glanz einer letzten Hoffnung.

„Es gibt noch ein Mittel . . .“ sagte sie leise. „Wenn Sie sich ernstlich bemühen, der heiligen Wahrheit nach und nach auf die Spur zu kommen . . . Wenn Sie sich dann entschließen, Ihren Unglauben abzuschwören und herüber zu flüchten in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche . . .“

„Also das!“ rief er beinahe zornig, „Darauf zielt die ganze Geschichte hinaus! Und zu einem solchen Manöver giebt sich Fräulein von Kronach her?“

„Ich rede ganz unbeeinflusst. Im Gegenteil. Die Hebtiffin . . .“

Karl Schurz hörte sie kaum. Den Kopf gesenkt, durchmaß er die Stube mit großen Schritten. Er sah in dem ganzen Verfahren der Kronachs nunmehr eine wohlberechnete List, mit dem einzigen Zweck, ihm eine Handlung abzutrohen, die man auf andere Art zu erreichen nicht hoffen konnte. Und das empörte ihn. Wenn man ihn wirklich für den Maler des Protestantismus hielt, für den streng überzeugten Todfeind des Papsttums: wie konnte man ihm dann zumuten, daß er sich dieser Anschauung jetzt auf Kommando entledige? Er fühlte sich frei von jedem Bekenntniszwang. Der Absagebrief Baleskas hatte ihm wieder so recht klar gemacht, daß er im Grund seines Herzens die verkörperte Toleranz war. Auch jener philosophische Hochmut, der auf die kindliche Gläubigkeit vornehm herablächelt, war ihm vollständig fremd. Dieser Versuch aber, ihn, den vermeintlichen Gegner des Katholizismus, kurzer Hand auf die Gegenseite hinüberzudrängen, berührte ihn wie ein Faustschlag. Das war offenbar die größte Beleidigung, die man dem Stolz und der Ehrenhaftigkeit eines Mannes anthun konnte.

„Ich schwöre Ihnen,“ versetzte er nach einer

Weile, „daß ich niemals gewagt haben würde, Ihre kirchlichen Ueberzeugungen auch nur mit einem einzigen rauhen Wort anzutasten. Sie aber muten mir eine Erbärmlichkeit zu. Auf wessen Seite liegt also die Schuld, wenn unser Glück wirklich in Trümmer geht?“

Sie preßte die Hand vor die Augen.

„Ich kann nicht anders!“ hauchte sie schmerz-
erfüllt. „Ich habe Sie ganz gewiß nicht verletzen
wollen. Es ist nur der einzige Weg . . .“

„Ich lasse nicht ab von der Hoffnung, daß sich
noch ein besserer finden wird. Denn dieser Weg ist
leider für mich ungangbar.“

„Dann ist alles verloren! Alles!“

Die Eingangsthür öffnete sich. Auf der Schwelle
erschien ernst und würdevoll die Aebtissin.

„Seid ihr zu Ende?“ wandte sie sich halblaut
zu Fräulein von Kronach.

Baleska nickte.

„Ich hoffe, Sie haben sich jetzt überzeugt,
Herr Schurz, daß der Entschluß des Fräuleins un-
widerruflich feststeht und ihrem eigenen Willen ent-
sprossen ist. Recht von Herzen thut es mir leid,
daß Ihnen und ihr diese trübe Erfahrung nicht

erspart werden konnte. Die Jugend handelt oft gar zu sehr in den Tag hinein. Gott tröste Sie beide!”

Karl Schurz ergriff seinen Hut. Er sah aus wie ein Toter.

„Ich danke Ihnen für Ihr geneigtes Entgegenkommen,“ sagte er höflich und machte der Oberin ein kurze Verbeugung. „Fräulein von Kronach, leben Sie wohl!“

Damit ging er hinaus.





Zwölftes Kapitel.

Noch einmal versuchte Karl Schurz gegen sein Schicksal anzukämpfen. Daheim angelangt, verfaßte er einen umständlichen Brief an Valeska, der logisch klar und zugleich voll hinreißender Leidenschaft ihr bewies, daß sie in der Lebensgemeinschaft mit ihm keine Gefahr laufe, ihrem Glauben und ihrer Kirche untreu zu werden. Nach zwei Tagen bekam er das Schreiben uneröffnet zurück. Den Vermerk, daß die Annahme von der Adressatin verweigert werde, hatte Valeska mit eigener Hand auf die Rückseite gesetzt.

Hiermit war die Sache für Karl Schurz endgültig entschieden. Von Natur stark zweifelsüchtig, erblickte er in dem Verhalten des jungen Mädchens

nicht mehr die Folge ihres gläubigen Pflichtgefühls, sondern die eines Mangels an wirklicher, nachhaltiger Liebe. Kurz darauf erhielt er noch überdies eine sehr verbindliche Zuschrift des Obersten von Kronach, der ihn dringend beschwor, alle weiteren Annäherungsversuche im Interesse der Herzensruhe Waleškas freundlich zu unterlassen. Er, Karl Schurz, müsse doch selbst wünschen, daß diese Wunde bei dem unglücklichen Kind sobald als möglich vernarbe. Herr von Kronach versicherte ihm dabei wahrheitsgemäß, daß er gegen die Persönlichkeit des Bewerbers durchaus nichts einwende, vielmehr unter anderen Verhältnissen unbedenklich seine Zustimmung erteilt haben würde.

Da faßte der junge Mann in seiner Trostlosigkeit einen raschen Entschluß. Wäre er von der unwandelbaren Liebe Waleškas fest durchdrungen gewesen, er hätte noch jetzt unbeirrt Pläne geschmiedet, sie aus dem Bann ihrer Umgebung zu lösen und auch gegen den Willen der Eltern sein Glück durchzusetzen. So aber fehlte die erste und wichtigste Vorbedingung. Er machte also mit männlichem Troß *tabula rasa*, packte sein Atelier-Mobilar und was ihm sonst mitnehmenswert erschien, eilig zu-

sammen und siedelte, ohne sich recht zu verabschieden, noch in der ersten Sunihälfte nach München über.

Nur den Böhling's und einigen ganz nahen Bekannten sagte er am Tag vor der Abreise kurz Lebewohl. Er hatte sich jetzt bereits so vollständig in der Gewalt, daß man ihm nicht das geringste von seinen trüben Erlebnissen anmerkte. Rastloses Schaffen bis zu dem Augenblick, da man das letzte Malgeräte einpackte, war ihm in seiner Trauer ein wirksamer Wohlthäter gewesen. Von dem Bewußtsein erfüllt, daß es von jetzt ab nur noch eins für ihn auf der Erde gebe, die Kunst, hatte er sich mit einem wahren Ungestüm in die große Fülle der künstlerischen Ideen vertieft, die ihm so reichquellend aufgetaucht waren, ohne in Werken verkörpert und festgehalten zu werden. Er hatte mehr Bilder entworfen, als er während der nächsten drei Jahre vollenden konnte — oft nur in ganz roher Skizzierung, aber doch so, daß nun der Grundgedanke ein für allemal feste Gestalt gewann. Und dies unermüdlige Bilden und Aufbauen lenkte ihn mehr und mehr von der Betrachtung seines Mißgeschicks ab.

Als Grund seiner Uebersiedelung gab er gewisse

geschäftliche Vorteile an, die, so schien es, auch den Bekannten einleuchteten.

Nach vier Wochen hatte die raschlebige Großstadt den jungen Künstler, der so lange ihr Mitbürger gewesen war, ziemlich vergessen. Er war nun ein „Auswärtiger“, so gut wie die anderen, von denen man ab und zu etwas in den Blättern las, ohne sich weiter um ihre Privatverhältnisse zu kümmern.

Valeska, die, ihres Glaubens voll, bei allem Kummer doch in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht eine Art Befriedigung fand, wurde zu Anfang Juli von ihren Eltern abgeholt. Um diese Zeit war in Gräfenroda ein kleines Logierhaus dicht am Waldesaume eröffnet worden, das laut Prospekt einen vollkommen ruhigen und für die Nerven höchst wohlthätigen Aufenthalt bot. Der Freiherr von Günther, bei dem Frau von Kronach angefragt hatte, bestätigte diese Thatsache in so warmen Worten, daß die Eltern beschlossen, mit ihrem bleichen, recht angegriffen und müde ausschauenden Kinde dort ein paar Wochen Aufenthalt zu nehmen.

Am fünften Juli langte man in Gräfenroda an. Der Reiz dieser Landschaft und besonders der

großartige Buchenwald übertraf noch die Meinung, die man sich nach den Schilderungen des Freiherrn gebildet hatte. Es war einfach entzückend.

Baleska, die sich schweigend in alles fügte, teilte nun ihre Zeit zwischen frommer Lektüre und der Bewegung in freier Luft. Stundenlang saß sie im Garten, der eigentlich nur ein umzäuntes Stück des Gehölzes war, und las in Erbauungsschriften der mannigfaltigsten Art. Besonders fesselte sie ein Werk, das den Titel führte: „Ihr, die ihr da leidet um eures Glaubens willen —“. Es war eine volkstümliche Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. In dem Schicksal der Heldin, die gleichfalls zur Ehre Gottes entsagte und dann später in der Zurückgezogenheit ihres Schlosses ein gottseliges Leben führte, sah Baleska eine tiefe Ähnlichkeit mit ihrem eigenen Lose. Und wie dieses junge Schloßfräulein allmählich im Herzen erstarrte und zuletzt von der ganzen Bevölkerung als eine Heilige verehrt wurde, das zu verfolgen that ihrer kranken Seele wohl. Dann aber schweifte sie oft auch ebenso lang durch den gewaltigen Forst, manchmal allein, meist aber in Gesellschaft der Eltern, zumal des Vaters, der sich ihrer mit zärtlichster Aufmerksamkeit annahm.

Nach Verlauf der ersten acht Tage kam man auch öfters mit dem Freiherrn Kurt von Günther zusammen. Der wackere, sonst nicht übermäßig begabte Mann fühlte doch mit dem Instinkt eines wohlwollenden Herzens heraus, daß Fräulein von Kronach irgend etwas zu verwinden hatte. Es war nun rührend zu sehen, wie sich der Freiherr bemühte, im Gegensatz zu seiner früheren, etwas banalen Courmacherei einen durchaus ernsthaften, beinahe väterlich-freundschaftlichen Ton anzuschlagen, gleich als fürchte er, durch gewisse Ballsaalhöflichkeiten und Flirtwendungen das bedrückte Gemüt Waleskas noch mehr zu verstimmen. Und Fräulein von Kronach, die sich vordem aus diesem überreifen Verehrer nicht gerade viel gemacht hatte, empfand jetzt seine Wandlung mit überaus dankbarer Genugthuung. Da sie bemerkte, wie stolz der Baron auf sein stattliches, wohlgepflegtes Besitztum war, so that sie ihm den Gefallen, sich die Wirtschaftsgebäude und Einrichtungen, das tote und lebende Inventar, den Park und das Ackerland wiederholt zeigen zu lassen. Wenn sie dann sah, daß er bei einem lobenden oder bewundernden Wort vor Glückseligkeit strahlte, so war sie von Herzen froh, dem ehrlichen

Menschen eine so harmlose Freude bereitet zu haben.

Einmal geschah es, daß der Baron sie einholte, als sie vom sogenannten Göschhügel den Rückweg nach dem Logierhause machte. Seine Begleitung war ihr in diesem Augenblick recht willkommen. Sie hatte sich bereits vorgenommen, die einsamen Waldgänge künftig zu unterlassen; denn auf dem Göschhügel hatte ein zudringlicher Strolch sie erschreckt und belästigt. So kam es, daß sie den Freiherrn lebhafter und wärmer begrüßte, als sie dies sonst wohl gethan hätte. Der freudige Glanz aber, der beim Erscheinen Kurt Günthers über ihr Antlitz flog, war für sie und ihr Schicksal entscheidend. Durch dieses Aufleuchten ermutigt, nahm er sich vor — woran er bis jetzt, trotz der entgegengesetzten Meinung der Frau Landgerichtsdirektorin Knauff, nie gedacht hatte —, um Baleska zu werben. Langsam und vorsichtig, aber mit unerschütterter Hartnäckigkeit. Wenn sie denn wirklich ein Leid erlebt hatte, so war das im Grunde ja nur ein Vorteil für ihn. Eifersucht, zumal jene, die von Gewesenem entzündet wird, kannte er nicht. Er war zufrieden, wenn er ein junges, liebes Geschöpf zur

Frau bekam, das ihm die Einsamkeit seines verödeten Heims aufhellte, ein hübsches Gesicht hatte und sich in frischen, duftigen Toiletten gefiel.

Einstweilen schien ihm der Augenblick für die Verwirklichung seines Planes noch nicht gekommen. Wohl aber wies ihm ein sicheres Gefühl sofort den geeigneten Weg. Er hatte bemerkt, daß Baleska jetzt mehr denn je unter dem Einfluß der Mutter stand. Und so beschloß er, jetzt vor allem sich der Mama zu versichern, ihr Vertrauen und ihre Zuneigung zu erobern und ihr die Meinung beizubringen, daß ihre Tochter nirgends in dieser kalten, lieblosen Welt so vortrefflich aufgehoben sein würde als auf dem Herrensitze zu Gräfenroda.

Während ihm dies nachhaltig durch den Kopf ging, lauschte er mit scheinbarer Aufmerksamkeit den Worten Baleskas, die ihm erzählte, wie ihr der unverschämte Patron da auf dem Göschhügel fast die Straße verlegt und ihr mit trogigen Reden Geld abverlangt habe.

„Der Mensch hat wahrscheinlich Ihre Schritte gehört,“ fuhr sie erregt fort. „Mit einemmal schlug er sich seitwärts.“

„Möglich,“ versetzte der Freiherr. „Wenn es

so war, so macht es mich glücklich, daß ich Ihnen auf diese Art einen Dienst erwies.“

Nach zehn Minuten erreichten die zwei den Waldbrand, wo ein paar rohgezimmerte Bänke zur Raft luden. Auf einer von diesen Bänken saß eine dunkle Männergestalt, die sich jetzt langsam erhob und freundlich grüßend den breitkrämpigen Hut zog. Der Freiherr dankte mit großer Verbindlichkeit. Auch Waleška neigte ein wenig die Stirn. Ihr Auge hing wie gebannt an der würdevollen und doch so milden Erscheinung, die sich jetzt wieder gesetzt und den schönen weißhaarigen Kopf bis an die Brauen bedeckt hatte. Das glattrasierte Gesicht und die schwarze geschlossene Tracht verrieten den Geistlichen.

„Wer ist das?“ fragte Waleška, als man außer Hörweite war.

„Das ist unser alter emeritierter Seelsorger, der Pfarrer Schmidtborn,“ versetzte der Freiherr. „Ein grundgescheiter, ganz vortrefflicher Mann. Vielleicht zu sehr Sonderling. Vierundvierzig Jahre lang hat er hier segensreich in der Gemeinde gewirkt, bis er im vorigen Herbst pensioniert wurde.“

„Inwiefern ist er ein Sonderling?“ fragte Waleška.

„Nun, er hält sich von allem fern und vergräbt sich in seine Bücher . . . Das heißt, er hat auch ein Gärtchen am Haus. Da baut er eigenhändig seinen Bedarf an Gemüse. Und jetzt treibt er auf seine alten Tage noch Sternkunde. Ein riesiges Teleskop hat er aufgestellt. Wissen Sie, auf dem Dach ist so ein Holzverschlag. Da sitzt er zuweilen bis lange nach Mitternacht.“

„Dabei find' ich nun gar nichts!“ meinte Valeska. „Ich weiß nicht, der alte Mann interessiert mich . . . Er hat so was Weihevollles, Prophetenhaftes . . . Und doch wieder so viel Schlichtes und Einfaches. Schade, daß er nicht mehr im Amte ist! Ich dächte, ein Seelsorger, wie er, müßte auch die verstocktesten Herzen zur Andacht zwingen.“

„Gewiß, gnädiges Fräulein. Er war auch ein weithin verehrter Priester und ein vortrefflicher Redner. Wiederholt sind ihm die glänzendsten Stellungen angetragen worden, — Hofprediger, Gott weiß wo, oder noch Höheres —, aber er hat nicht weggewollt von seinem stillen Dörfchen.“

„So was gefällt mir,“ sagte Valeska.

„Nun, er hat ja auch allerdings auf irdische Vorteile nicht zu sehn brauchen. Sein hübsches

Vermögen sichert ihm ein behagliches Auskommen, selbst ohne das Ruhegehalt. Und die Schmidtborns leben so anspruchslos. Extravaganzen giebt's nicht. Nur die Bücher und Instrumente. Besonders die Bücher. Was der Mann trotz seiner zweiundsiebzig Jahre zusammenstudiert, das geht ja auf keine Rathauswand! Na, jeder Mensch hat nun mal seine Liebhaberei."

"Sie scheinen der Sache nicht sonderlich grün zu sein?"

"Ich verstehe nicht recht, was bei dem ewigen Stöbern und Grübeln herauskommt. Wenn man Gelehrter von Fach ist — gut! Aber so nur zum Vergnügen . . .? Da weiß ich mir Besseres. Auch Sie, gnädiges Fräulein, sollten nicht gar zu viel lesen. Ihre Augen sind etwas angegriffen. Und — Sie verzeihen — ein junges Mädchen thut immer gut, sich etwas mehr ans lebendige Leben zu halten als an die toten Buchstaben."

"Meinen Sie?"

"Ja, das mein' ich, gnädiges Fräulein. Und da fällt mir was ein. Wie Ihr Papa mir erzählt hat, sind Sie eine ganz tüchtige Reiterin. Wie wär's, wenn Sie einmal meine Falada probierten? Ein

ausgezeichnetes Damenpferd, noch vor kurzem mit Vorliebe von meiner Cousine, der Gräfin Laynau, geritten.“

„Ach, Sie sind außerordentlich gütig! Aber ich habe jetzt wirklich so gar keine Lust . . .“

„Der Appetit kommt beim Essen. Vielleicht, wenn Ihr lieber Papa . . . Ich hätte mir längst erlaubt, ihm so etwas vorzuschlagen. Nur die Furcht, aufdringlich zu erscheinen, hielt mich zurück. Aber jetzt glaub' ich wahrzunehmen, daß der Herr Oberst sich manchmal recht langweilt. Da greift er am Ende doch mit Vergnügen zu.“

„Wohl möglich.“

Und so geschah's. Der Oberst fand die Idee des Barons großartig. Baleska —? Natürlich, das würde ihr sehr gut thun. Das Reiten war überhaupt die gesündeste Körperbewegung, die es gab, und man kam dabei so hübsch weit in die Umgebung. Das neue Logierhaus beherbergte zwar eine ganz nette Gesellschaft, aber das langstielige Alltagsgeplauder bei Tisch und den ewigen Skat und das bloße Herumlaufen hatte man doch bald satt.

Baleska ritt also von jetzt ab beinahe täglich die schwarzbraune Falada — manchmal nur eine

Stunde lang, öfter jedoch halbe und ganze Nachmittage. Ihr Vater und der Freiherr von Günther waren ihre steten Begleiter. Das flotte Dahinsprengen unter den Wipfeln des Buchenwaldes, über die saftgrünen Wiesen, von Dorf zu Dorf, von Weiler zu Weiler, that seine schon hundertfältig erprobte Wirkung. Die Nerven des jungen Mädchens kräftigten sich fast zusehends. Ihr Gemüt ward freier, ihre Stimmung gleichmäßiger. Und der Naturgenuß war hier draußen doch ungleich reiner und vollständiger als in der Nähe der Großstadt, wo man am Horizont immer die rauchenden Essen sah.

Zwischendurch vernachlässigte Kurt von Günther auch die Mama nicht. Er veranstaltete Wagenpartien, an denen er und der Oberst zu Pferd teilnahmen, während Waleška im Fond neben der Mutter saß. Auch wußte er's schlau einzurichten, daß er gelegentlich Waleška mit ihrem Papa allein reiten ließ. Unterdessen blieb er bei Frau von Kronach im Garten und spielte den Unterhaltfamen, bis Vater und Tochter von ihrem Ausflug zurückkehrten.

„Er ist wirklich ein reizender, lebenswürdiger Mensch,“ sagte Frau von Kronach eines Abends zu ihrem Eheherrn, als der Baron sich nach einer kleinen

Erdbeerbowle frühzeitig beurlaubt hatte. „Weit netter, als er mir von gewisser Seite charakterisiert wurde. Und wie herzlich er sich uns anschließt! Weißt du, nachgerade macht mir's den Eindruck . . .“

„Ach, er denkt nicht daran!“ versetzte der Oberst.

„Na, na —“

Sie brach das Gespräch ab. Es fiel ihr ein, daß sie mit ihrer Vorausahnung des Leutnants von Hombrecht so wenig Glück gehabt hatte. Aber im stillen spann sie ihren Gedanken, der übrigens jetzt nicht zum erstenmal in ihr auftauchte, mit ruhiger Sachlichkeit weiter.

Sie hatte die liebe Valeska eingehend beobachtet. Die Sache mit Karl Schurz war dem armen Geschöpf tiefer gegangen, als sie selber gestand. Ein junges Mädchen aber von der Gemütsart Valeskas, das so etwas durchgemacht hat, liebt so leicht nicht zum zweitenmal. Sollte sie deshalb ihr jungfräuliches Leben vertrauern und einsam bleiben bis an ihr Ende? Der Freiherr war ein gesunder, stattlicher Mann, der nicht viel älter aussah als fünfunddreißig. Wenn es denn einmal bestimmt war, daß Valeska eine Verbindung einging, der eine erste leidenschaftliche Liebe nicht zu Grunde lag, so konnte man wohl

behaupten: Kurt Freiherr von Günther war der geeignete Mann für sie. Er würde sie zeitlebens auf Händen tragen. Und alles stimmte hier so vortrefflich und tabellos: die Familienverhältnisse, das Vermögen, der Stand und das Glaubensbekenntnis! Ein wahrer Segen, wenn sie durch einen solchen Schritt endgültig mit der Vergangenheit abschloß! Und Valeska schien dem Freiherrn durchaus nicht abhold zu sein, obgleich sie vielleicht die Möglichkeit einer Bewerbung gar nicht ins Auge faßte. Aber das ließ sich schon mit der Zeit einfädeln. Nötigenfalls rechnete Frau von Kronach auf den bewährten Einfluß der Frau Lebtißin.

Man dehnte den Aufenthalt in Gräfenroda bis zu Anfang September aus. Dann trieb der Oberst plötzlich zur Abreise. Als Frau von Kronach ihm vorwarf, daß er so mit gewaltsamer Hand Fäden zerreiße, die sich jetzt eben zu einem schönen Gespinnst fügen wollten, zuckte er mißmutig die Achseln.

„Ich bin mir nicht klar darüber,“ sagte er kühl, „ob dies Gespinnst nicht auf bloßer Einbildung beruht. Uebrigens — wenn es dem Freiherrn von Günther Ernst ist, so wird unsere Abreise doch wohl nichts daran ändern. Meinem Kind aber will ich

Gelegenheit geben, sich zunächst einmal frei und frisch in der Welt umzusehen, ehe es sich von dir und deinem Protegé breitschlagen läßt. Der Freiherr ist ja gewiß ein ganz vortrefflicher Mensch; nur fällt es mir schwer, eine Ehe Valeskas mit dem hochreifen Witwer für ein besonderes Glück zu halten.“

Am vierten September also wurden die Koffer gepackt. Man kehrte der Waldidylle von Gräfenroda den Rücken. Zwei Tage später stieg man im Hotel Byron am Genfer See ab.





Dreizehntes Kapitel.

Es war im Herbst des nächstfolgenden Jahres. Das prächtige Renaissance-Schlößchen zu Gräfenroda hatte seit Anfang des Sommers eine neue Gebieterin. Baleska von Kronach war am neunzehnten Juni Freifrau von Günther geworden.

Wie das alles gekommen war, blieb ihr selbst in mancher Beziehung rätselhaft. Ende Oktober aus der Schweiz heimgekehrt, hatte Baleska sich zunächst standhaft geweigert, an den geräuschvollen Vergnügungen der Großstadt fernerhin teilzunehmen. Sie schützte die mit der schlechten Jahreszeit wiederkehrende Reizbarkeit ihrer Nerven vor und besuchte tatsächlich während der ganzen Wintersaison keinen einzigen Ball. Ein wenig Verkehr im engsten Kreise

— besonders mit der klugen Mathilde, der Tochter des Oberstabsarztes, und einigen gleichaltrigen Freundinnen — das war fast alles, wozu sich ihr stark ermüdeten Geist aufschwang. Einmal auch hatte sie auf besonderen Wunsch ihrer Mama ein prunkvolles Diner bei dem Leutnant von Hombrecht mitgemacht, der jetzt verheiratet war und mit den Einkünften seiner rotblonden Mila ein großes Haus machte. Frau von Kronach bildete sich nämlich immer noch ein, ihre Tochter sei mit dem Leutnant, was man so sagt, im Bette gewesen. Nun sollte sie durch ihre Anwesenheit recht deutlich bekunden, daß sie durchaus keinen *dépit d'amour* hege.

Im übrigen hatte sich Fräulein von Kronach mehr und mehr von dem lauten Leben des Tages zurückgezogen. Täglich besuchte sie den Dom, wo sie mitunter halbe Vormittage in stillem Gebet weilte. Daheim saß sie dann unermüdlich beim Lesen. Oft genug mußte ihr Vater hier einschreiten. Nach und nach setzte er's durch, daß sie wenigstens anderthalb Stunden täglich spazieren ging. Zum Reiten jedoch, das sie noch während des Aufenthaltes in Gräfenroda mit so gutem Erfolg betrieben hatte, war sie durchaus nicht mehr zu bewegen. In allem übrigen

demutsvoll und gehorsam, setzte sie gerade bei solchen Kleinigkeiten dem Wunsch der Eltern einen sanftmütigen Widerstand entgegen, der eben um dieser Sanftmut willen schwer zu besiegen war.

Der Freiherr von Günther hatte inzwischen seine Bemühungen fortgesetzt. Er war pünktlich zur Stelle, als man vom Genfer See anlangte. Zu Ende des Winters verging beinahe kein Tag, ohne daß der behäbige Landedelmann bei den Kronachs vorsprach. Je öfter Waleška ihn kommen sah und je klarer sie wahrnahm, worauf seine Besuche abzielten, um so gleichgültiger ward sie gegen den Gang der Ereignisse. Mitunter sogar spürte sie ein dunkles Verlangen, um jeden Preis aus den Verhältnissen, in denen sie lebte, herauszukommen. Sie erschrak zwar, als sie sich dieser Regung bewußt ward. Sie, die ihre Eltern so innig liebte und die so treu von ihnen gehegt und gepflegt wurde, sehnte sich fort, gleichviel wohin! Aber es half nichts: die Empfindung war da. Es schien etwas in ihrer Seele erstorben, was nicht wieder belebt werden konnte.

Eines Abends nahm Frau von Kronach ihre Tochter beiseite und raukte ihr leuchtenden Auges zu, daß der Freiherr von Günther gewillt sei, ihr

demnächst einen Heiratsantrag zu Füßen zu legen. Frau von Kronach sprach die bestimmte Hoffnung aus, ihre Baleska werde nach so trüben Erfahrungen für das Glück, das ihr der liebe Gott hier in den Weg führe, zwiefach dankbar sein und den vortrefflichen Cavalier nicht etwa durch eine voreilige Absage kränken. Wenn sie jetzt auch vielleicht diese Fügung noch nicht hinlänglich würdige, so werde sie doch mit der Zeit einsehen, was es bedeute, sich in den Schutz eines treufühlenden Mannes zu stellen, der nichts Höheres begehre, als ihr das Leben so ruhig und wolkenlos zu gestalten wie möglich.

Frau von Kronach hatte bei Baleska Schwierigkeiten erwartet. Sie erstaunte nicht wenig, als ihre Tochter gleichmütig versetzte: „Wenn du glaubst, daß es mein Glück ist . . .“

„Und ob es dein Glück ist!“ rief die Mutter gerührt. „Ich habe den Freiherrn während der letzten Wochen so recht kennen gelernt. Wirklich, ein Herz wie Gold! Und wie er dich liebt — ach, Baleska, dafür giebt es gar keine Worte! Ich sage dir, Kind, als er mich heute bat, ein gutes Wort für ihn einzulegen, da kamen ihm fast die Thränen!“

„Ich weiß, Mama, daß du seit lange den

Wunsch hegst . . . Schon damals in Gräfenroda . . .
Liebste Mama, du mußt ja besser wissen als ich,
was mir zum Heile gereicht. In deine Hände leg'
ich vertrauensvoll meine Zukunft."

Das klang zwar müde und kraftlos. Aber die
Mutter war so entzückt von dem Erfolg, daß sie
auf den Ton und die Form nicht achtete.

Unter Beteiligung mehrerer hundert Gäste fand
zwei Monate später die Hochzeit statt. Frau von
Kronach bestand darauf, daß man das große Ereignis
mit der Prunkhaftigkeit begehe, die dem Rang und
der Bedeutung der zwei in Allianz tretenden alt-
adeligen Familien zukam. Waleška fügte sich schwei-
gend und machte die langstielige Feier in dem Be-
wußtsein durch, daß sie ja nun von dem quälenden
Alpdruck der Großstadt erlöst und für immer der
friedlichen Einsamkeit des Herrensitzes zu Gräfenroda
überantwortet sein würde. Der freundliche Schloß-
park, die ruhigen, hohen, weltabgelegenen Zimmer,
der schweigsame Buchenwald mit seinem lauschigen
Dämmerchein — das alles schwebte ihr vor wie
ein Ort der Erlösung. Und jenseit der Fahrstraße,
vom Schloß nur wenige hundert Schritte entfernt,
lag die trauliche Dorfkirche. —

Das junge Paar unterließ auf Waleskas Wunsch die übliche Hochzeitsreise. Es war ja schon eine ganz tüchtige Fahrt bis nach Gräfenroda, und in dem reizenden Heim logierte sich's doch behaglicher als in den menschenwimmelnden Gasthöfen.

Der Sommer verstrich in ruhiger, äußerlich ganz harmonischer Gleichmäßigkeit. Der Freiherr war in der That überglücklich. Seine rastlose Galanterie grenzte manchmal ans Komische. Waleska hatte im Anfang hier und da einen Zug stummer Resignation, fühlte sich aber nach und nach frischer und heimischer. Das Bewußtsein des endgültigen Abschlusses mit dem Vergangenen that seine günstige Wirkung. Das Lebensglück, das sie geträumt hatte, war unmöglich gewesen. Jetzt genoß sie ein blässerres, matteres, farbloseres; aber es war doch immer ein Glück im Vergleich mit der Seelenqual des Vorjahres und der gräßlichen Dede noch dieses Winters. Sie hatte vor allem jetzt das verbrieftte Recht, sich vor der Welt da draußen so lange zurückzuhalten, als es ihr gut schien.

Der Freiherr hatte die junge Frau den wenigen Honoratioren, die hier in Betracht kamen, zugeführt und die schuldigen Gegenbesuche empfangen. Es waren

dies drei benachbarte Großgrundbesitzer-Familien; ferner der etwas geräuschvolle Kreisarzt mit seiner dicken, langweiligen Frau, der junge Dorfgeistliche und jener zweiundsiebzigjährige emeritierte Pfarrer Schmidtborn, dessen Erscheinung damals auf Baleska einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. Aus all diesen Besuchen aber entspann sich kein regelrechter Verkehr. Der junge Priester fühlte sich in der Gesellschaft Baleskas augenscheinlich bedrückt. Der Kreisarzt, mit dem ihr Gemahl früher in dem schwarzgeräucherten Herrenstübchen der „Roten Eule“ so manchen vergnügten Skat gespielt hatte, war ihr persönlich unsympathisch. Die Großgrundbesitzer-Familien waren den größten Teil des Jahres über verreist — den Sommer hindurch in den belgischen Luxusbädern, den Winter über in Dresden oder Berlin. Der alte Pfarrer jedoch übte auf Kurt eine fast aufregende Wirkung aus. Der greise Herr war ihm gar zu gelehrt und zu grüblerisch. Kurt hatte stets das Gefühl, der Mann könne im nächsten Augenblick ein Thema berühren, das weltweit ablag von dem, was ein deutscher Landadelmann halbwegs beherrscht.

Jetzt im Oktober hatten sich die Verhältnisse

derart entwickelt, daß Kurt von Günther etliche-
mal in der Woche allein ausritt und wohl ebenso
oft das Herrenstübchen der „Roten Eule“ besuchte,
während Baleska an solchen Tagen ruhig daheim
blieb oder ein Stündchen im Hause des Pfarrers
Schmidtborn verbrachte. Die Schwester nämlich
des alten Herrn, Klara, die ihm seit Menschen-
gedenken die Wirtschaft führte und trotz ihrer sechzig
Jahre noch ausschaute wie eine flotte Vierzigerin,
hatte für die Baronin Günther alsbald eine schwärme-
rische Zuneigung gefaßt. Besonders vielleicht, weil
sie bemerkte, daß ihr geliebter Bruder so überaus
gern mit der jungen Frau plauderte. Sie legte es
recht darauf an, Baleska durch ihre Freundlichkeit
und Zuvorkommenheit zu bestriicken. Und das gelang
ihr. Baleska selbst war häufig im Zweifel darüber,
ob sie eigentlich den Herrn Pfarrer besuchte oder
die frische, kernige, liebenswürdige Schwester. Fräu-
lein Klara ging oft genug ihrer häuslichen Arbeit
nach, während der greise Priester mit Erlaubnis
der Frau Baronin seine lange, schwerquastige Pfeife
rauchte und sich eifrig mit ihr ins Gespräch ver-
tiefte. Das ist besser für ihn, dachte die freundliche
Klara, als wenn er sich bei den garstigen Büchern

die lieben Augen verdirbt und sich krumm sitzt über der schwarzgetüpfelten Sternkarte.

Eines Nachmittags in der zweiten Oktoberhälfte hatte der Freiherr mit dem geräuschvollen Kreisarzt und zwei Herren aus Duisburg einen Jagdausflug unternommen. Das Wetter war prachtvoll: mäßiger Frost, gerade genug, um die leidige Nässe zu bändigen; windstill und keine Wolke am Himmel. Seit Wochen hatte man nicht diese großartige Klarheit der Horizonte gesehen.

Baleska saß wieder in der Studierstube des Pfarrers und lauschte ihm andächtig, wie er mit gutem Humor und vortrefflicher Schilderungsgabe von seiner Jugend erzählte. Aus den prunklosen Worten des Mannes trat jede Gestalt, jedes Ding und jedes Verhältniß greifbar und leibhaftig heraus. Es war eine Freude, ihm zuzuhören. Die treue Klara lehnte strickend im Rohrstuhl und begleitete die ihr längst vertrauten Geschichten des Bruders ab und zu mit einem hellen, wohlklingenden Auflachen.

Nun schlug es fünf. Die letzten tiefroten Strahlen der Abendsonne blitzten auf dem gedunkelten Mobiliar. Wie der Pfarrer jetzt innehielt, ließ er den forschenden Blick hinausweisen über

die frostklare Landschaft — bis zu dem tiefschwarzen Wald, der seine kahlen Aeste wie ein scharfgegliedertes Netzwerk in den glanzüberfluteten Himmel hob.

„Eine wundervolle Beleuchtung!“ sagte er nachdenklich. „Und ein Wetter wie geschaffen zum Auslugen in die Abgründe des Weltalls!“ Er hatte bis jetzt schon ein paarmal seine astronomischen Studien erwähnt, ohne daß Frau von Günther ein besonderes Interesse gezeigt hätte. Jetzt fragte er geradezu: „Möchten Sie nicht einmal einen Blick durch mein Teleskop thun? Die Luft ist heute so klar wie Krystall. Und in zwanzig Minuten längstens wird der Jupiter sichtbar.“

Das war nun freilich etwas anderes als die bloße Gelehrsamkeit, die ganze Folioblätter mit krausen Ziffern, Buchstaben und Wurzelzeichen bedeckt. Die junge Frau sagte mit großer Lebhaftigkeit ja.

Als es nun dämmerte, ließ sich der Pfarrer von seiner Schwester Klara in den pelzgefütterten Rock helfen. Auch Waleška zog ihren Mantel an. Der Geistliche nahm eine kleine Windlampe und schritt langsam voraus. Fünfzig schmale Holzstufen führten nach dem rohgezimmerten Observatorium, das ein leicht bewegliches Fernglas auf hohem

Metallständer, zwei Stühle und einen Tisch enthielt.

Der Priester schob von der einen Seite des viereckigen Baues den Vorhang zurück und rollte den Laden hoch. Dann richtete er das blinkende Messingrohr nach der Himmelsgegend, wo der Planet Jupiter wie eine fernschwebende Rundflamme hell im Azur stand. Er drehte und rückte, bis er den Gegenstand seiner Beobachtung scharf ins Gesichtsfeld bekam. Dann sagte er freudig:

„Wundervoll! Kommen Sie rasch, Frau Baronin! Einer der Monde tritt jetzt eben hinter der Goldkugel hervor. Hier, bitte!“

Baleska drückte ihr Auge fest wider das Instrument. Sie war sprachlos. Sie sah eine Scheibe, nahezu doppelt so groß als unser Vollmond. Um diese Scheibe herum leuchteten in verschiedenen Abständen vier kleinere Körper, die Jupitermonde, etwa so anzuschauen wie ruhigstrahlende Sterne ersten Ranges. Der Planet selbst glühte von so fremdartig mildem Licht, daß Baleska den Eindruck hatte, als erblickte sie hier eine andere Welt, auf die unser irdischer Maßstab nicht mehr Anwendung finde.

„Das Ganze bewegt sich,“ rief sie nach einer Weile. „Es schwindet hinweg. Jetzt seh' ich kaum noch die Hälfte.“

„Die Folge der Erdumdrehung,“ sagte der Pfarrer. „Auf wirklichen Sternwarten sind Maschinen thätig, die das fortwährend ausgleichen. Ich in meinen bescheidenen Verhältnissen muß mir das Rohr ab und zu mit der Hand nachrücken. Bitte, erlauben Sie! — Da! Nun ist abgeholfen! Sie sehen jetzt deutlich, wie sich der Mond links mehr und mehr von dem Hauptkörper entfernt.“

Baleska trat von neuem ans Teleskop. Ihr Antlitz brannte. Von diesen Vorgängen und Verhältnissen hatte sie schlechterdings keine Ahnung gehabt. Solange sie daheim in die Schule ging, war sie auf dem Gebiet der Himmelskunde nie unterrichtet worden. Dergleichen „hatte man“ erst in den zwei oberen Klassen. Im Kloster Arley jedoch hielt man sich von den exakten Wissenschaften nach Möglichkeit fern. Man lehrte dort außer Französisch und Weltgeschichte höchstens ein wenig Geographie und Botanik. Baleska wußte nur ganz beiläufig, daß es im Welt-
raum Fixsterne und Planeten giebt, daß die Erde sich mit einigen Schicksalsgefährten gleicher Kategorie

um die Sonne dreht, und daß der Mond sie begleitet. Wie aber unser Sonnensystem aufgebaut ist, welcher Art seine Glieder sind, wie sich die einzelnen Körper zu einander verhalten und welche Stellung das ganze im Kosmos einnimmt, davon hatte sie keine Vorstellung.

Der Priester gab ihr nunmehr ein paar kurze Erläuterungen. Noch einmal rückte er ihr das Fernrohr zurecht. Und wieder vertiefte sie sich in den Anblick der milchleuchtenden Weltkugel.

Nach einer Weile bat Herr Schmidtborn um die Erlaubnis, ihr etwas zeigen zu dürfen, was noch sehenswerter und merkwürdiger sei als die Jupiterscheibe. Er öffnete das gegenüberliegende Fenster und richtete das Metallrohr auf einen viel kleineren, minder leuchtkräftigen Stern, der sich im Teleskop den Blicken der staunenden jungen Frau als eine sanftschimmernde Kugel mit schrägrollendem Ring offenbarte.

„Der Planet Saturn,“ erläuterte Pfarrer Schmidtborn. „Er liegt noch um ein tüchtiges Stück weiter hinaus als Jupiter. Ein unheimlicher Geselle, einzig in seiner Art. Von seiner riesigen Größe werden Sie sich einen schwachen Begriff

machen, wenn Sie bedenken, daß der freischwebende Ring, der doch den Hauptkörper fast zu berühren scheint, mehr als viertausend Meilen davon entfernt ist; so weit also, daß sich zwei Kugeln vom Umfang der Erde ganz bequem in dem Zwischenraum nebeneinander bewegen könnten.“

Nach fünf Minuten erhob sich ein starker Wind. Die Lampe flackerte hoch auf; die hölzernen Rollläden erkrachten und klapperten.

„Lassen wir's lieber für heute genug sein,“ mahnte der Priester. „Es wird hier ungemütlich. Drunten im warmen Zimmer können wir ja noch ein Weilchen über den alten Saturn reden.“

Er schloß die Fenster, hatte die Vorhänge ein und ging zur Stiege. Valeska folgte ihm in stummer Erwartung.

Und nun entspann sich in der kleinen, trauten Studierstube ein Gespräch, das allmählich zum gemeinverständlichen Vortrag ward. Es gewährte dem alten Herrn augenscheinlich die größte Freude, dieses unwissende junge Geschöpf in die Wunder des Weltalls einzuführen, zwanglos, plaudernd, leichtblütig — und dennoch im rechten Augenblick weisevoll und der Bedeutung des Gegenstandes angemessen.

Bei Merkur anfangend, schilderte er knapp und mit kurzen Schlagworten sämtliche Wandelsterne, die, vom Faden der Schwerkraft gehalten, unsere Sonne umkreisen. Durch Zuhilfenahme von Beispielen aus dem Bereich irdischer Raum- und Bewegungsverhältnisse wußte der kluge Sprecher seinen Darlegungen die denkbar größte Anschaulichkeit und Kraft zu verleihen. Wenn er dann immer wieder das Riesenhafte durch Riesenhafteres übertrumpft hatte, schwebte auf dem Gesicht Valeskas ein Hauch von Angst, dem Taumel verwandt, der uns am Rande gähnender Abgründe ergreift. Als er zum Schluß bemerkte, von dem unermesslich entfernten Neptun aus würde ein irdisches Auge den Sonnenball nur noch als winziges schwachfunkelndes Sternlein erblicken, da erbehte Valeska bis in ihr innerstes Mark hinein.

„Das also ist unser Sonnensystem!“ sagte Herr Schmidtborn nach kurzem Schweigen. „Und doch bedeutet das Ganze nur einen Tropfen im Ocean! Jeder von diesen leuchtenden Punkten dort oben ist der Mittelpunkt eines Sonnensystems. In ewig unerschöpflichen Strudeln kreist Bewegung durch den endlosen Raum. Die Milchstraße ist nur eine gigan-

tische Anhäufung von Milliarden und aber Milliarden unermesslicher Welten.“

Die Uhr schlug sieben.

„Schon so spät,“ sagte Waleška traumverloren. Und zögernd erhob sie sich, dem Priester die Hand zu reichen.

„Leben Sie wohl! Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen! Schade, daß es nun schon zu Ende ist!“

„Nun, Fortsetzung folgt,“ meinte der alte Herr gütig. „Mit tausend Freuden steh' ich der gnädigen Frau zur Verfügung.“

„Adieu, Frau Baronin,“ sagte die gutherzige Klara. „Die Trude wird Sie begleiten.“

Und so schritt Waleška von Günther an der Seite des flachblonden Hausmädchens still und ernst in die frostklare Nacht hinaus. Zu ihren Häupten wölbte sich der gestirnte Oktoberhimmel. Von schauernder Andacht ergriffen, sah sie empor. Eine Ahnung von der Unendlichkeit der Welt war ihr aufgegangen.

In seltsam bewegter Stimmung erreichte Waleška ihr Heim. Der Freiherr empfing sie bereits im Treppenhaus. Er hatte auf seinem Birschgang zwei

stattliche Rehböcke und einen Fuchs geschossen und war vortrefflicher Laune.

„Du scheinst dich ja nächstens bei dem alten Herrn Pfarrer sesshaft zu machen,“ scherzte er freundlich und zog die junge Frau etwas ungestüm nach dem Speiseraum. „Unser Abendbrot ruft, und ich hab' einen ganz mordsmäßigen Hunger. Ich höre von Kraus, daß es Perlhühner giebt. Mein Lieblingsgericht. Bravo! Da bist du wohl einverstanden, wenn ich zu diesen Perlhühnern eine Bouteille Röderer carte blanche knicke? Ich hab' sie schon kalt gestellt. Perlhühner und Röderer carte blanche — die hat Gott füreinander geschaffen! Aber nun setz' dich doch und laß dir erzählen, was ich mit unserem Doktor erlebt habe! Denke dir nur, als wir zu vieren so durch die Londsberger Schneise gehn . . .“

Und nun begann er mit großer Lebhaftigkeit seinen Tagesbericht, während er sich ein halbes Duzend Sardinien vorsichtig auf den Teller lud.

Waleska hörte ihm schweigend zu. An diesem Abend schien ihr der Freiherr und sein Gespräch merkwürdig geistlos. Wie kam es nur, daß in all seinen flotten, manchmal ganz drolligen Redewen-

dungen fast nie ein Gedanke stat? Mit wachsender Unlust ward sie sich klar darüber: der Kreis der Interessen, für die ihr Gemahl sich erwärmte, war außerordentlich knapp und beschränkt. Außer der Landwirtschaft kannte er nur noch die Jagd. Ein Hauptthema seiner Unterhaltung war die mutmaßliche Witterung. Ab und zu floß eine schwächliche Anekdote mit ein, über die er dann selbst mit großer Ausgiebigkeit lachte. Früher schon hatte Baleska an dieser stürmischen Heiterkeit nur in Ausnahmefällen sich halbwegs beteiligt. Heut' aber dünkte ihr alles — Erzählung, Späße und anekdotische Einschüßel — unbeschreiblich öde und langweilig. Was verschlug ihr die Art und Weise, wie der unsympathische Doktor ein Wild gefehlt hatte? Oder was fragte sie nach dem Kaliber seines neuen Gewehrs? Und diese endlose Fuchsgeschichte, die jeglicher Pointe entbehrte!

Baleska ward mit jedem Augenblick nachdenklicher. Sie aß nur ganz wenig. Der erstaunliche Appetit, den ihr Kurt nach seinem vielstündigen Jagdengang entwickelte, fiel ihr fast auf die Nerven. Wie behäbig er kaute! Und wie lüftern er schmunzelte, wenn er die Sekttschale zu dem rotschwellenden Mund führte!

Jetzt sollte sie mit ihm anstoßen. Sie that es in halber Verlegenheit und nippte dann wie ein verschüchterter Backfisch. Er schaute sie prüfend an.

„Fehlt dir etwas?“ fragte er fürsorglich.

Das gab ihr Veranlassung, sich etwas mehr zu beherrschen.

„Nein, Kurt! Ich bin nur sehr müde.“

„Na, wir können uns ja beizeiten aufs Ohr legen.“





Vierzehntes Kapitel.

Von diesem Tage an nahm der Verkehr Baleskas mit dem alten ehrwürdigen Priester einen noch stärkeren Aufschwung. Sobald es nur anging, schlug sie den Weg nach dem lauschigen Häuschen ein und verbrachte dort Stunden der Weihe und der edelsten geistigen Anregung. Mehr und mehr erschloß ihr der Umgang mit dem ausgezeichneten Manne die unermesslichen Wunder des Weltenbaues. Ihre Begeisterung ward allmählich zur Schwärmerei, und der geistliche Herr fand mit jedem neuen Beisammensein mehr Vergnügen daran, ihre Kenntnisse, Begriffe und Einsichten zu erweitern.

Sie sah Nebelflecke, die sich im Fernrohr als eine milchstraßenähnliche Anhäufung von Sonnen-

systemen darstellten. Sie sah mattschimmernde Urnebel, die sich erst im Laufe unendlicher Jahrmilliarden zu Sonnensystemen umbilden sollten. Der Priester erörterte ihr die Bewohnbarkeit der Planeten, die zweifellos um die Mehrzahl dieser selbstleuchtenden Sterne einherkreisen, und führte dabei die Worte Jesu an: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Er entwarf ihr in kurzen Umrissen die Nebulartheorie Laplaces und Kants, und seine Ausführungen gipfelten eines Tages in der schwungvollen Stelle aus Du Prels „Philosophie der Astronomie“, die er ihr wörtlich vorlas. Es ging ein Hauch großartigster Andacht durch das Gemach, als er dies Bruchstück fast im Ton eines Gebetes zum Vortrag brachte und die Worte zuletzt Silbe für Silbe langsam verhallen ließ.

„So mündet,“ klang es von seinen Lippen, „die moderne Naturwissenschaft in jene uralten Ahnungen des Menschengeschlechts ein, die schon einmal im fernen Hindostan durch Sakhya Muni zum religiösen System ward, durch jenen Buddah, der mit den Worten starb: ‚Alles ist dauerlos‘. Von Nebelflecken durch Konzentration zu Sternhaufen, von Sternhaufen durch Verflüchtigung zu Nebelflecken, vom Nirwana

zur Sansara und wieder zurück ins Nirwana: so atmet der große Pan auf und nieder.“

Baleska war von einer Art seligen Grausens erfüllt. Das irdische Staubkorn, auf dem wir unser vergängliches Dasein führen, kam ihr unsagbar nichtig und klein vor.

Nach langer Pause fügte der geistliche Herr eine Bemerkung hinzu, die eine Antwort sein sollte auf eine stumme Frage der gläubigen Katholikin.

„Nein, Frau Baronin,“ sagte er liebevoll und ergriff ihre Hand, „das steht nicht im Widerspruch mit dem Gotteswort. Im Gegenteil: die Schöpfungsgeschichte, wie sie Moses erzählt, deckt sich fast bis ins einzelne mit den Ergebnissen unserer Naturforschung. Nur müssen wir in der Bildersprache des Orients zu lesen verstehen. Und wenn der Herr seinen Bevorzugten schon damals Einblicke in die Rätsel des Alls gewährte, so mußten doch diese Einblicke auch dem Verständnis der Zeit angepaßt sein.“

Baleska trug eine seltsame Scheu, ihrem Gemahl etwas von diesen Belehrungen mitzuteilen. Sie hatte das peinliche Vorgefühl, er werde sie auslachen. Was brauchte sich eine Baronin von Günther im ersten Jahr ihrer Verheiratung um

das Auf- und Niederatmen des großen Hans zu bekümmern? Wenn sie sich langweilte, gab es da nichts Gescheiteres als derartige unklare Phantasmen? Schlittensfahrten zum Beispiel oder ein hübscher Whist en quatre mit dem fröhlichen Kreisarzt und seiner gutmütigen Adelaide! Zur Not konnte man ja auch endlich den Landaufenthalt quittieren und nach der Stadt ziehen, wo es Theater, Konzerte und Routs in Hülle und Fülle gab. Vielleicht fand sie auch wieder am Tanzen Geschmack. Sie hörte ihn schon, wie er ihr mahnend bewies, die Stadt sei wirklich für sie das Allervernünftigste. Er hat erst neulich einmal stark darauf angespielt. Und sie wollte doch nicht.

Nein, unter keiner Bedingung! Sie lebte und webte ja nur noch in dem Verkehr mit dem alten, fried samen Weltweisen, den sie inzwischen auch als wahrhaften Menschenfreund und aufopfernden Wohlthäter aller Bedürftigen kennen gelernt hatte. Er war, ohne es zu ahnen, ihr Licht in der Finsternis eines zwar äußerlich ruhigen, aber verfehlten Lebens.

Uebrigens wußte sie diesen Verkehr so einzurichten, daß ihr Gemahl niemals darunter zu leiden hatte. Meistens ging sie jetzt unmittelbar nach Tisch

auf ein Stündchen hinüber, wenn der Baron schlief; mitunter auch vormittags, wenn er Geschäftsbriefe schrieb oder mit seinem neuen Inspektor Schach spielte. Jedenfalls brauchte der Freiherr nie auf sie zu warten. Es war dies vielleicht mehr Selbstsucht als Rücksicht. Nur so konnte sie hoffen, daß ihr Gemahl ihr auf die Dauer nichts in den Weg legen würde.

Eines Abends hatte das Ehepaar sich nach mehrstündigem Beisammensitzen müde zurückgezogen. Der Freiherr schlief sofort ein. Ruhig und gleichmäßig ging sein behäbiges Schnarchen, während Waleška, die Hände im Schoß gefaltet, wach in den Kissen lehnte. Ihr brennender Blick starrte wie geistesabwesend durch das halb nur verhangene Fenster. So verfolgte sie trostlos das langsame Aufsteigen des letzten Mondviertels, das brandrot über dem schwärzlichen Walde stand. Zum erstenmal seit ihrer Verheiratung kam es ihr mit der vollen Wucht der Unwiderruflichkeit zum Bewußtsein, daß sie im Grund ihres Herzens todunglücklich war. Ihre Gedanken schweiften mit selbstquälerischer Hartnäckigkeit zurück in die Vergangenheit. Die Gestalt des Geliebten, den sie so grausam verloren hatte schien sie unsichtbar zu umschweben und ihr Worte

der Anklage und des Mitleids zuzuraunen. Jetzt erst begriff sie, was er mit seinem blaßrot getönten Heimwehbild hatte sagen wollen.

Zwischendurch machte sie sich ihrer Trostlosigkeit wegen die bittersten Vorwürfe. Dies Zurückdenken war doch fast ein Verrat an dem arglosen Mann hier, dem sie aus freien Stücken vor dem Altar unverbrüchliche Treue gelobt hatte. Und wie kam es, daß diese Qual sie just heute so stürmisch ergriff? Hatte sich denn irgend etwas Besonderes ereignet? Sie war, wie so häufig, etliche Stunden bei ihrem ehrwürdigen Freund gewesen. Wirkte vielleicht der Gegensatz zwischen der leuchtenden Weisheit des Priesters und der dumpfen Alltäglichkeit ihres Gemahls stärker als sonst? Plötzlich wußte sie, wie das zusammenhing. Eine Bemerkung des Geistlichen hatte sie mit fast schreckhafter Ähnlichkeit an Karl Schurz erinnert.

Noch lange nach Mitternacht rang sie mit diesen qualvollen Eindrücken. Immer höher und glänzender stieg das abnehmende Mondviertel über der schlafenden Welt empor.

Endlich ward sie ihrer Anwandlung Herr. Von neuem gelobte sie sich, den Lebensgefährten, den ihr

der Himmel gegeben hatte, still zu ertragen, ihm eine pflichttreue Gattin zu sein bis an das Grab und sich an dem Bewußtsein aufzurichten, daß Gott ihr dereinst die schmerzvolle Entfagung, die sie geübt hatte, anrechnen werde als ein unvergängliches gutes Werk. Es glückte ihr aber diesmal nicht so vollkommen wie früher, sich mit dem Schicksal abzufinden. Ein Rest von Unklarheit und Beklemmung blieb ihr unausrottbar zurück.

Gegen vier Uhr entschlummerte sie, halb von dem Knarren eines früh dahinkeuchenden Bauernwagens, halb von dem Schnarchen des Eheherrn eingewiegt, das jetzt lauter und kräftiger anschwell, fast wie der Ton einer Handsäge in splitterndem Fichtenholz.





Fünfzehntes Kapitel.

Zu Anfang Dezember erhielt der Baron einen ausführlichen Brief seiner Schwiegermama. Frau von Kronach schrieb entweder gar nicht oder acht Seiten lang. Ihre Epistel verfolgte diesmal den Zweck, die Günthers um jeden Preis für ein paar Wochen zur Uebersiedelung nach der Stadt zu bewegen. Kurt las diesen Brief mit großer Genugthuung, steckte ihn seelenbergnügt ein und trat zu Baleska in das hellrot ausgeschlagene Boudoir.

„Liebes Kind,“ sagte er mit einem Anflug komischer Feierlichkeit, „deine Mama läßt nicht locker. Sie lädt uns auch heute wieder so dringend ein, daß wir uns doch allmählich mit dem Gedanken vertraut machen müssen . . . Und ich find's auch

gar nicht so unflug. Sechs, acht Wochen vielleicht. Was hältst du davon?"

„Bester Kurt,“ gab sie zögernd zur Antwort, „du weißt, wie sehr ich an Papa und Mama hänge. Aber ich fühle jetzt vor dem aufregenden Großstadtlärm einen förmlichen Horror. Die Stille hier draußen ist mir noch dringend Bedürfnis.“

„Stille, ja, die hast du hier vollauf. Aber dazu auch etwas Einförmigkeit und Dede. Mir persönlich würde es einen ganz heillosen Spaß machen, dich dem Publikum endlich einmal in Lebensgröße als meine Frau vorzustellen. So ein paar Wochen — etwa bis Anfang Februar — würden dich wohl nicht umbringen.“

„Mir graut davor. Wirklich, es geht nicht. Wir können die Eltern ja im April oder Mai zu uns herbitten. Da hat man auch weit mehr von einander als jetzt in der Stadt, wo es doch nur von Fest zu Fest geht. Nein, Kurt! Ich will das der guten Mama selbst auseinandersetzen. Gib mir den Brief. Ich schreib' ihr noch vor Abgang der Post.“

Der Freiherr händigte ihr die acht Seiten aus und entfernte sich achselzuckend. Er war über

Baleskas Weigerung etwas verstimmt. Bald aber legte er sich die Sache zu seinen Gunsten aus. Wenn die kaum zwanzigjährige Frau so gar kein Verlangen nach modischer Geselligkeit trug, so war das im Grunde für ihn als Ehegatten höchst schmeicheltast. Besser, sie schwärmte zu einseitig für Gräfenroda, als wenn sie die Neigung verspürt hätte, auf dem Parkett der Großstadt allzu lebhaft mit Offizieren und Referendaren zu tändeln.

Baleska hatte sich mit dem Brief ihrer Mama dicht ans Fenster gesetzt. Sie las Zeile für Zeile mit wachsender Aufmerksamkeit. Der Brief enthielt — außer der mehrfach wiederholten herzlichen Einladung — so viel Stadtneuigkeiten, daß sich der Freiherr diesmal gewiß nicht über die Knappheit dieser Zusammenstellung beklagen durfte. Einiges war auch für die Baronin recht interessant, so wenig sie sonst an den Geschehnissen der Heimat innerlich Anteil nahm. Das lag ja nun weit hinter ihr.

Die letzte Nachricht, die Frau von Kronach in Gestalt einer Nachschrift angefügt hatte, war für Baleska von allen weitaus die bedeutendste. Sie ward beim Lesen blaß und gleich danach rot und ließ dann den Brief schwer nachdenklich in den Schoß

sinken. Frau von Kronach meldete in dieser Nachschrift, Fanny Knauff, die zweite Enkelin der Frau Landgerichtsdirektor, sei nach Berlin abgereist. Und dann kam die Entstehungsgeschichte dieser plötzlichen Abreise. Wie gewöhnlich: ein Herzensroman. Der Bewerber um Fannys Gunst war als Protestant von dem Vormund des jungen Mädchens hartnäckig abgelehnt worden. Schließlich hatte sich denn auch Fanny Knauff in das Unabänderliche gefügt und weilte nun in der Reichshauptstadt bei entfernten Verwandten, die sich alle erdenkliche Mühe gaben, das unglückliche Kind wieder aufzurichten.

Baleska war tief erschüttert. Sofort kam ihr der Einfall, diese Mitteilung zu benutzen, um die ganze Frage mit ihrem alten, väterlichen Freunde klar zu erörtern. Bis jetzt hatte sie sich vor diesem Thema gescheut, weil sie befürchtete, einen Schluß auf ihre eigenen Erlebnisse nahezu legen. Jetzt aber bot sich ihr die erwünschte Gelegenheit, ihr persönliches Schicksal unter der Maske eines fremden rückhaltlos zur Sprache zu bringen. Und das war ihr seit längerer Zeit schon tieffstes Herzensbedürfnis. Auf diese Art hoffte sie, ohne sich doch verraten zu müssen, das Lob ihrer Standhaftigkeit und die Be-

stätigung der Thatsache zu hören, daß sie trotz alledem das Rechte und Rechte getroffen habe. Wenn Er das sagte, der mild-freundliche Priester mit den blauen Prophetenaugen, dann war die Möglichkeit einer zweifelnden Anwandlung, wie sie ihr neulich beim Schimmer des letzten Mondviertels aufgetaucht war, ein für allemal über Bord geworfen.

Gleich nach Tisch, während sich der Baron laut gähmend auf den geblühten Divan legte, begab sich Baleska voll heimlicher Ungeduld zu den Schmidtborns. Der Pfarrer saß rauchend am Fenster seiner Studierstube und las die Zeitung. Fräulein Klara war in der Küche und kochte den Nachmittagskaffee.

Als die Baronin eintrat, wollte Herr Schmidtborn sich rasch erheben. Sie aber wehrte ihm. Ohne erst abzulegen, rückte sie einen Korbstuhl heran und setzte sich.

„Wie geht's?“ fragte Herr Schmidtborn, den schönen, weißhaarigen Kopf neigend. „Mich dünkt, Sie sehn etwas bleich aus?“

„Finden Sie, Hochwürden? Mag wohl sein. Ich habe da eine recht traurige Nachricht erhalten.“

„Aber doch hoffentlich nichts, was die Familie . . .?“

„Gott sei Dank, nein. Ueberhaupt: kein Todesfall. Aber vielleicht etwas Schlimmeres.“

Sie zog ihre Handschuhe aus und erzählte. Anfangs mit großer Befangenheit. Dann bestimmter und sicherer. Unwillkürlich gab sie der Sache die Färbung, als sei diese Fanny Rnauff ihre teuerste Herzensfreundin.

„Es ist hart,“ so schloß sie mit seufzendem Pathos, „aber es läßt sich nicht ändern. Im Bewußtsein erfüllter Pflicht wird sie ja wohl auch allmählich den Frieden finden. Dazu ver helfe ihr Jesus Christus!“

Der greise Priester hatte ein paarmal wie aufhorchend die Bernsteinspitze seiner altertümlichen Pfeife aus dem Munde genommen, ohne jedoch die Erzählung Valeskas zu unterbrechen. Jetzt schüttelte er langsam und schwermütig den Kopf.

„Allgütiger Gott,“ sprach er mit einem flüchtigen Aufblick nach oben, „wann wird die Zeit kommen, da deine Kinder dich recht begreifen? Wann wird die Menschheit einsehen, daß es in göttlichen Dingen sich nicht um die Form, sondern ums Wesen handelt? Und daß wahre, tiefgläubige Frömmigkeit in jedem Bekenntnis möglich ist?“

„Wie? Sie meinen im Ernst ...?“ fuhr Baleska heraus.

„Ich meine, gnädigste Frau Baronin, daß es auf Erden nichts Schöneres giebt als die echt christliche Duldung. Konnten Sie sich denn jemals mit dem Gedanken befreunden, daß diese ungezählten Millionen, die ihren Gott unter dem Schutzpanier einer anderen Kirche verehren als wir Katholischen, deshalb auf ewig verworfen seien vor seinem Angesicht? Ist es nicht ein Himmel, zu dem wir emporsehauen? Nicht ein Geist, der uns alle mit seinem Lichte durchströmt? Die Gläubigen sollten sich lieber auf das besinnen, was sie vereint, als auf das, was sie scheidet.“

Baleska blickte ihm starr ins Gesicht. Er aber fuhr mit wachsender Sinnigkeit fort:

„So vieles von dem, was da die fromme Einfalt für den ureigensten Kern hält, ist nur Symbol, nur Andeutung, nur stammelndes Ringen nach Ausdruck. Kein irdisches Wort vermag das Unendliche, Göttliche unmittelbar wiederzugeben. Wir bemühen uns nur, jeder in seiner Sprache, dem niemals Erreichten bildlich näher zu kommen. Und nun soll ein Unterschied dieser Anschauungsformen zwei junge

Herzen, die Gott füreinander geschaffen hat, auf immerdar voneinanderreißen? Nein, Frau Baronin! Ich weiß wohl, daß viele von meinen Amtsbrüdern — ehrliche Männer von untadeligem Willen — hier anders denken. Mir aber ist eine derartige Trennung immer als Frevel erschienen, als eine Auflehnung gegen die göttliche Fügung. Wie sagt doch der fromme Dichter? ‚Gott der Herr weint, wenn Liebe von Liebe läßt‘ . . .“

„Hochwürden,“ hauchte Valeska, „damals in Arley . . . die Frau Webtissin . . .“

Dann plötzlich abbrechend, wahrte sie noch rechtzeitig ihr trübes Geheimnis. Sie fand einen Uebergang und sagte mit großer Bedächtigkeit:

„Aber es walten hier doch immerhin Gegensätze ernster Natur ob. Und läuft nicht bei einer solchen Verbindung der gläubige Katholik dauernd Gefahr, seines Glaubens verlustig zu gehen und der Hölle anheimzufallen?“

Abermals schüttelte Pfarrer Schmidtborn sein ehrwürdiges, lockenumglänztes Haupt.

„Nein, meine Tochter! Was in der Tiefe des Herzens wurzelt, was Gott selber da eingepflanzt hat, das kann niemals zerstört werden durch die

Lebensgemeinschaft mit einer Seele, die man wahrhaftig liebt und von der man wieder geliebt wird. Liebe ist unvereinbar mit der Verdrängung dessen, was der andere für heilig hält. Gewiß dünkt es auch mir ein schönerer, idealerer Zustand, wenn zwei Ehegatten das gleiche Bekenntnis haben und in der nämlichen Weltanschauung heranreifen. Den Segen dieser Gemeinschaft kennen Sie ja aus eigener Erfahrung. Wo aber die Gleichheit fehlt, da hilft eben die christliche Duldung mühelos über die drohende Klippe hinweg. Und jedenfalls ist eine solche Ehe, wenn sie auf wirklicher Neigung beruht, dem Ungütigen wohlgefälliger als eine lichtlose Konvenienzheirat bei gleichem Bekenntnis. Das Wort des Heilandes: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen,“ gilt auch von jenem geistigen Weltraum, wo die Ideen kreisen.“

Er hielt einen Augenblick inne. Waleka war keines Wortes fähig.

„Sehen Sie, Frau Baronin,“ hub er dann wieder an und sah ihr leuchtenden Blicks in die Augen, „ich bin fest überzeugt, daß ich mit dieser Auffassung dem Geiste des Urchristentums näher bin als mancher streitbare Heißsporn, der da nichts gelten

läßt, was sich ihm nicht bis auf das letzte Sota unterordnet. Die Kirche hat seiner Zeit solche Heißsporne nötig gehabt, als sie im Kampfe lag mit einer Welt von Gegnern, als sie thatsächlich die kriegsführende Kirche war, die *ecclesia militans*. Jetzt aber, da durch die Seele der Völker ein so heißes Verlangen nach Frieden und nach Versöhnung geht; jetzt, da selbst der Kalif in Konstantinopel Grüße tauscht mit dem heiligen Vater zu Rom: jetzt dünkt mich die Unduldsamkeit, auch die aus bloßen Zweckmäßigkeitsgründen, vollständig überlebt. Ein neues Jahrhundert glänzt schon am Horizont, das die Gepflogenheiten von ehedem nicht mehr verstehen wird. Ihre Freundin aber und ihre Berater wandeln im Irrtum. Gott, der die Liebe ist, mag ihnen gnädig verzeihen; denn sie wußten nicht, was sie thaten!"

Klara Schmidtborn, die jetzt mit dem dampfenden Kaffee hereintrat, unterbrach dieses Gespräch. Sie warf einen lauten, weltlichen Klang in die feierlich-ernste Stimmung des Augenblicks. Ihr frisches Geplauder gab der jungen Frau Gelegenheit, sich zu fassen. Der Priester merkte nicht, was in Valeska vorging, oder er schrieb es auf Rechnung des Mitleids und des Kummers um ihre Freundin.

Im Grund ihres Herzens aber sah es aus zum Erbarmen.

Die nun folgende Nacht war für Valeska die schrecklichste ihres Lebens. Was ihr da neulich das Hirn durchwühlte hatte, als sie das langsame Aufsteigen des letzten Mondviertels beobachtete, schien im Vergleich mit der Qual von jetzt eine harmlose Spielerei. Sie lag da wie im Starrkrampf und blickte verstört empor in die brütende Finsternis. Ob und zu quoll es ihr vor den Augen wie schwarzblaues Gewölk, aus dem einzelne rotleuchtende Punkte hervorblickten. Sie mühte sich krampfhaft, sich die Vorstellungen ins Gedächtnis zurückzurufen, die sie damals beherrscht hatten, als sie dem Mann ihrer Wahl so kalt-höflich den Abschied gab. Aber die Gründe, die ihr vor kurzem noch so unwiderleglich gedünkt hatten, blieben jetzt vollständig wirkungslos, während das einst so berghohe Hindernis kläglich dahinschmolz. Sie bot ihre ganze Logik auf, die frommen Erörterungen ihrer Mama und der Frau Aebtissin vor sich selbst zu verteidigen. Aber die Worte des greisen Priesters, der so eindringlich von der christlichen Duldung sprach und alle Feindseligkeiten und Gegen-

fäße in Frieden und göttlicher Liebe auflöste, trugen den Sieg davon und ließen ihr das Vergangene mehr und mehr im Licht eines unermesslichen Irrtums erscheinen.

Ja, so war es! Sie hätte ihrer heiligsten Ueberzeugung treu bleiben und doch dem Geliebten die Hand reichen können zum Bunde fürs Leben. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Unter welcherlei Bildnis der teure Mann das Göttliche anschaute, darauf kam es nicht an, sondern darauf, daß sein Gemüt überhaupt sich von dem Irdischen, Kleinen, Alltäglichen aufwärts nach dem Urquell der Wahrheit, nach dem Ewigen sehnte. Und hieran hatte sie niemals gezweifelt. Der flüchtigste Blick in sein träumendes Künstlerauge verriet, daß er zu den Auserwählten gehörte, die da sprechen: alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Baleska rang verzweifelt die Hände. Wie zum Hohn auf ihr Elend ward ihre Einbildungskraft nicht müde, ihr mit unerschöpflicher Bilderfülle das Leben zu malen, wie es sich hätte gestalten können, wenn sie früher vom Geiste des ehrwürdigen Priesters wäre beeinflusst worden. Denn — das fühlte sie tief — nur von ihr hatte das abgehungen. Den

Widerspruch ihrer Eltern würde sie mit der Zeit noch bewältigt haben, wäre sie standhaft und treu gewesen.

Sie sah im Geiste sein Atelier . . . Ein prächtiger, reizvoll ausgestatteter Raum schwebte ihr vor mit wallenden Draperien, Prunktischen, Teppichen, Tierfellen und kostbaren Waffen. Ueber dem Ganzen lag der Schimmer einer glückseligen Wohnlichkeit. Und nun trat sie selber herein im hellfrischen Morgenwand und schritt liebevoll auf ihn zu und bot ihm zärtlich den Gruß . . .

Ein Schauer überrieselte sie, halb Wonne, halb Todesqual. Das Bild zerfloß, und gleich darnach stand ein anderes vor ihrer Seele, ebenso greifbar, ebenso licht und sonnig — und das verschmachtende Herz mit jammernder Sehnsucht erfüllend wie ein Himmelsklang, der aus ferner Unendlichkeit an das Ohr der Verdammten dringt.

Das währte so etliche Stunden lang. Ihr Kopf brannte, ihr Herz pochte in harten, unregelmäßigen Schlägen. Zulezt sprang sie empor und trat ans Fenster. Sie sah durch den Spalt des Kolladens hinaus in die Winterlandschaft. Es hatte geschneit. Jenseit der Parkmauer lagen die Felder und Fluren

in grauweißem Dämmerlicht. Der Himmel war schwer bewölkt. Ein gespenstischer Eindruck. Aber es that ihr wohl, so in die leblose Debe zu starren. Die Welt unter den Leichentüchern des Winters — das paßte zu ihr.

Und da drüben im Dunkeln schnarchte wieder ihr argloser Eheherr, das Urbild eines mit sich und der Welt zufriedenen, schwunglosen Biedermanns, der natürlich von dem, was ihr die Seele zerfraß, nicht die leiseste Ahnung hatte, noch haben durfte! Es war fürchterlich!

Frierend und zitternd sank Waleška vor ihrer Bettstatt nieder. Das Blut brauste in ihren Schläfen. Ihre Füße und Hände waren wie Eis. Sie wollte beten, aber sie konnte nicht. Maria, die heilige Gottesmutter, schien sie zurückzustoßen. Sie glaubte zu spüren, daß ein Hauch der Ablehnung, des göttlichen Zorns sie umwehe.

„Schuldig, schuldig, schuldig!“ klang es in ihrer Seele. Und schlotternd hüllte sie ihren müden Leib in die Decken. Sie schloß die Augen und neigte den Kopf, als ob sie in ihrem Elend den Tod erwarte.

Plötzlich fuhr sie von neuem auf.

„Deine Schuld muß gesühnt werden!“ raunte

ihr krankes Gewissen. „Um jeden Preis! Du mußt zu ihm! Du mußt ihm in Demut bekennen, daß du gesrevelt hast! Das eine wenigstens soll er erfahren, daß es nicht Mangel an Liebe war! Nein, nicht Mangel an Liebe!“

O, der allgütige Gott wußte es ja! Sie hatte ihn mehr geliebt, als sie in Worten ausdrücken konnte! Und sie liebte ihn noch! Ja, noch jetzt, obgleich es nun Sünde war! Sie konnte doch nicht dafür: es war zu groß, zu gewaltig! Und sie wollte ihn ja auch für die Zukunft ganz und gar aus dem Gedächtnis verbannen. Nur das eine Wort mußte sie ihm auf Erden noch zuraunen: „Bergieb mir und fluche mir nicht!“

Sie grübelte weiter.

Sollte sie wirklich . . .? Gab es nicht doch ein Bedenken . . .? Vielleicht hat er mich längst vergessen, fuhr es ihr jäh durch den Sinn. Aber nein! Die echte, wahrhaftige Liebe stirbt nicht. Er leidet wie ich. Und es muß ihm ein Trost sein, wenn ich ihm sage, daß ich mit todwundem Herzen ein Opfer gebracht habe. Ein Opfer, das mich jetzt reut wie nichts auf der Welt!

Und nun faßte sie einen tollkühnen Entschluß.

Sie wollte dem Freiherrn von Günther alles erzählen. Er war doch ein braver, guter, verständiger Mensch, wenn er auch den gewaltigen Glückshunger ihrer vereinsamten Seele nicht stillen konnte. Der Freiherr sollte mit ihr nach München reisen, sie gleichsam beschützen und führen bei ihrem seltsamen Vorhaben. Sie wollte ja nichts thun, was auch nur den leisesten Schatten auf seine Ehrewürfe. Nur diese eine Begegnung mit Karl Schurz mußte er möglich machen. Eine Begegnung unter vier Augen. Die Anwesenheit ihres Gemahls war bei dem, was sie zu sagen hatte, natürlich undenkbar. Aber sie wußte doch, was sie dem Mann schuldig war, dessen Namen sie trug. Und auch er kannte sie ausreichend.

Der abenteuerliche Gedanke wuchs sich zur fixen Idee aus, noch ehe der Tag graute. Alles, was mit so einleuchtender Lebhaftigkeit dagegen sprach, kam ihr nicht zum Bewußtsein.





Sechzehntes Kapitel.

Im folgenden Morgen trat Valeska mit einer Ruhe, die ihr selbst unbegreiflich war, vor den Baron hin, um ihren Vorsatz auszuführen.

Kurt von Günther schaute sie mit seinen gutmütig blinzeln den Augen liebevoll an und fragte sie im Ton eines Vaters, der einen leicht erfüllbaren Wunsch vermutet:

„Na, was hast du, Valeska?“

Beim Klange dieser treuherzigen Stimme brachte sie's nicht über das Herz, ihm die Wahrheit zu sagen. Mitleid und Scham überwältigten sie. Der Freiherr hatte von einer Beziehung Valeskas zu Karl Schurz nicht die leiseste Ahnung. Weit eher hätte er den jetzt glücklich vermählten Leutnant von Hombrecht beargwöhnt, seiner Zeit dem Fräulein von

Aronach etwas gefährlich gewesen zu sein. Und nun sollte sie dies unheilvolle Bekenntnis wie eine Brandfackel in sein argloses Gemüt schleudern —? Was in der Tiefe der Nacht ihr so selbstverständlich erschienen war, dünkte ihr jetzt geradezu ungeheuerlich.

Sie mußte also ihr Ziel, das ihr nach wie vor unverrückt vor der Seele stand, auf Umwegen zu erreichen suchen. Und alsbald kam ihr die entsprechende Eingebung.

„Lieber Kurt,“ hob sie bedächtig an, „daß mit dem Weggehen von hier hab' ich mir nun doch überlegt. Ich glaube, die äußere Einförmigkeit unseres Lebens wirkt in der That ungünstig auf meine Nerven. Nur möchte ich jetzt nicht zu den Eltern. Dort sind wir genötigt, allerlei mitzumachen, was mir noch weit schlechter bekommt. Wenn du dagegen Lust hättest — vielleicht nach Süddeutschland —? Ich kenne bis heute weder Stuttgart noch München. Und von dort nach Italien —?“

„Das ist eine ganz famose Idee!“ sagte der Freiherr. „Und viel gescheiter, als wenn wir der Einladung deiner Mama folgten. Ich persönlich mache mir aus diesen sogenannten Saisonfreuden gar nichts mehr. Mein Zureden geschah nur in der Absicht,

überhaupt von hier wegzukommen. Ganz besonders in deinem Interesse. Du mußt hinaus. Der viele Verkehr mit dem alten Schmidtborn mag ja sein Gutes haben: aber er trägt kaum dazu bei, dein Gemüt heitrer zu stimmen.“

„D!“ versetzte sie aufgähend.

„Na, ich will das jetzt nicht weiter erörtern. Jedenfalls wird es uns beiden gut thun, mal für etliche Wochen hier Schicht zu machen. Im Grunde ist's ja doch ohnedies lächerlich, wenn Leute wie wir noch im Dezember auf ihrem Landsitz hocken. Also es bleibt dabei: wir dampfen dem Süden zu. Heute noch, wenn du willst.“

„Sagen wir: morgen!“ gab sie zurück und ergriff mit großer Lebhaftigkeit seine Hand. „D, ich bin dir so dankbar, Kurt!“

In der That regte sich ihr ein warmes Gefühl. Durch seine ganze Auffassung hatte er ihr die Sache so leicht gemacht. Wie jetzt die Dinge lagen, konnte er ja unmöglich Verdacht schöpfen.

Verdacht! Das klang so abscheulich, als hätte sie etwas Böses vor, eine Missethat, einen Verrat. Und doch war sie fest überzeugt, daß sie durchaus nichts plante, was ihren Pflichten auch nur im aller-

geringsten zuwiderlief. Nur einen Schmerz wollte sie ihm ersparen, etwas Trübes und Schweres, was ihn vielleicht auf Jahre hinaus verfolgt hätte. Für ihr eigenes Gemüt aber hoffte sie eine Entsühnung — und die Befreiung von einer Selbstanklage, die ihr mit Wahnsinn drohte.

Während des Nachmittags fand sich ein halbes Stündchen zur Verabschiedung von den Schmidtborns. Der Freiherr ging diesmal auf Waleskas besonderen Wunsch mit. Der Priester war ein wenig erstaunt über die Plöglichkeit dieser Abreise. Auch schien ihm die Trennung von seiner jungen Freundin recht schwer zu fallen. Gleichwohl fand er es ganz vernünftig, daß man sich nach so langen Wochen einsamen Landlebens etwas Zerstreuung gönnte. Jüngere Leute bedurften das, und besonders der Herr Baron war ja so gar nicht ans Ueberwintern auf Gräfenroda gewöhnt.

Beim ersten Frührot bestieg man den Jagdwagen. Der Zug ging um sieben Uhr. Drittehalb Stunden später war man in Köln. Am Nachmittag erreichte man Nürnberg, wo man zunächst Aufenthalt nahm.

Als Herr von Günther dies Verbleiben in der altehrwürdigen Reichsstadt vorschlug, hatte Waleska

zwar einen brennenden Stich des Mißmutes empfunden, aber doch ohne Widerspruch ja gesagt. Sie fürchtete durch zu lebhafte Ungeduld aufzufallen. Sie war jetzt schon völlig Berechnung und spielte Komödie wie eine richtige Sünderin. Mit erkünsteltem Eifer folgte sie ihrem Gemahl in die Sebalduskirche, die Frauenkirche, das Germanische Museum, und wie die Glanzpunkte von Nürnberg sonst noch heißen mögen. Beide Gatten trugen hier ein Interesse zur Schau, das bei dem Freiherrn nie obgewaltet und bei Waleška unter dem Druck ihrer Stimmung erloschen war. Wenn so das Ehepaar fünf Säle mühsam durchwandert hatte und in äußerster Abspannung vor dem sechsten stand, wagte es trotzdem nicht, sich diesen sechsten zu schenken. Er nicht, weil er sich schämte, ihr aus Bequemlichkeit den Genuß zu verkürzen; sie nicht, weil sie die fiebernde Unrast ihres Gemüths nicht verraten wollte.

Endlich am Abend des dritten Tages fuhr man im Bahnhof der bayrischen Hauptstadt ein.





Siebzehntes Kapitel.

Das Mahl war vorüber. Der Freiherr hatte mit ausgezeichnetem Appetit die ganze reichhaltige Speisefolge durchgearbeitet, eine Flasche Burgunder und eine Pommeroy et Greno fast ohne Mithilfe Baleskas bis auf den letzten Tropfen geleert und sich dann den Kaffee aufs Zimmer bestellt.

Während er grundbehaglich in der Ecke des Sofas lag und seine schwere Importe rauchte, stand Baleska am Fenster und blickte angstvoll hinaus in den trüben grauen Dezembertag.

Plötzlich schienen sich ihre Züge zu festigen. Einen Moment lang schloß sie die Augen. Dann sich ruhig umwendend, sagte sie leichtthin:

„Du, hör' mal, da fällt mir ein, hier in München ist eine Pensionsfreundin von mir verheiratet: Lili

Pontarlier. Ihr Mann ist, glaube ich, Ingenieur. Die müßte ich anstandshalber einmal besuchen.“

Das war vollständig aus der Luft gegriffen. Im Kloster hatte es zwar eine Pensionärin dieses Namens gegeben, aber die war jetzt höchstens vierzehn Jahre alt und wohnte längst wieder bei ihren Eltern in Valparaiso.

„Hältst du das für so unbedingt nötig?“ fragte der Freiher.

„Sie würde mir's übelnehmen, wenn ich's ver-
säumte.“

„Aber sie weiß doch gar nicht, daß du hier durchkommst.“

„Sie erfährt's aus der Fremdenliste.“

„Om! War't ihr denn so intim? Bis jetzt hast du mir nie etwas von ihr erzählt.“

Baleska fühlte, daß sie verlegen ward.

„Intim? Natürlich!“ sagte sie lebhaft. „Weißt du, ich mache das jetzt sofort ab. Du bist doch zu ermüdet, um was Vernünftiges anzufangen. Ich nehme rasch eine Droschke. Längstens um viertel sechs bin ich zurück.“

„Wie du willst!“ lallte der Freiherr, der bereits mit den Vorboten des Schlafes kämpfte. Gleich

darauf entfiel seiner Hand die Cigarre. Er fuhr ein wenig zusammen, blickte noch einmal auf und legte sich dann mit weit ausgestreckten Beinen zurecht.

Valeska schlüpfte in ihr goldbraunes Pelzjäckchen, setzte den Hut auf und band sich den Schleier vor. Als sie adieu sagte, gab er schon keine Antwort mehr.

Die Stunde war gut gewählt. Zu jeder anderen Zeit würde der dienstfertige Eheherr sie begleitet haben.

Auf die Straße gelangt, machte Valeska einen Augenblick Halt. Zunächst hatte sie keine Ahnung, wohin sie sich wenden sollte. Dann schritt sie auf gut Glück vorwärts.

Nach einer Weile betrat sie ein Galanteriewarengeschäft, kaufte dort eine Kleinigkeit und bat um das Adreßbuch. Mit zitternder Hand blätterte sie wohl zehn Minuten lang hin und her. Umsonst. Der Name des Kunstmalers Karl Schurz war nirgends zu finden.

Da fiel ihr ein, daß junge, ledige Männer, die keinen eigenen Hausstand besitzen, in solchen Verzeichnissen thörichterweise nicht mit aufgeführt werden.

Ein heißes Rot stieg ihr ins Antlitz. War das so ausgemacht, daß Karl Schurz noch zu diesen jungen ledigen Männern gehörte? Jetzt zum erstenmal tauchte ihr der Gedanke auf, daß auch er sich vielleicht getröstet habe. Er hatte doch mindestens ebensogut das Recht wie sie . . . Und dennoch überkam sie das jetzt wie etwas Unerhörtes, Entsetzliches. Das Fehlen des Namens hier in dem Buche bewies noch gar nichts. Seine Verheiratung konnte ins laufende Jahr fallen. Dann kam die Adresse erst in den folgenden Jahrgang.

Ihr Herz blutete. War es die Qual der Eitelkeit, die nicht ertragen kann, daß selbst der Treulosen Gleiches mit Gleichem vergolten wird? Oder fühlte sie bei dem Gedanken an seine Vermählung zwielfach klar und lebendig, was sie verloren hatte? Sie war kaum noch im stande, sich auf den Füßen zu halten. Und nun kam eine vollständig neue Erwägung hinzu, die ihr beinahe den ganzen Plan wieder verleidet hätte. Wenn er wirklich verheiratet war, hatte sie dann ein Recht, ihm durch ihr plötzliches Erscheinen die alte Wunde neu wieder aufzureißen, seinen Frieden aufs Spiel zu setzen und sein kaum erst erblühtes Glück zu beeinträchtigen?

Es dauerte eine Weile, bis sie aus diesem Zweifel herauskam. Auch wenn er verheiratet war, wollte und mußte sie ihm ihr Herz ausschütten. Es ging nicht anders. Ihr Schuldgefühl zwang sie. Und es handelte sich doch nur um ein paar Minuten!

„Ach, Fräulein,“ wandte sie sich an die Verkäuferin, „können Sie mir nicht sagen, wo man am schnellsten die Adresse eines Kunstmalers erfährt, der noch nicht hier im Buche steht?“

Das junge Mädchen dachte ein wenig nach. Plötzlich meinte sie lebhaft:

„O, das können Sie bald erfahren, wenn Sie sich gleich rechts hier im Hause hinaufbemühen. Vier Treppen hoch. Da wohnt der Floß-Nazi, ein alter Holzknecht, der als Modell sitzt. Der Floß-Nazi kennt jeden Maler und Bildhauer.“

„Wird er denn jetzt wohl daheim sein?“

„Sicher — weil's ja heute so früh schon dämmerig ist.“

Baleska bedankte sich. Und scheu wie eine, die auf verbotenen Wegen wandelt, verließ sie das Kaufgewölbe.

Der Floß-Nazi war in der That zu Hause. Er schien gar nicht sehr überrascht, daß eine schöne,

vornehme junge Dame sein niedriges Dach beehrte. Auch seine blonde stämmige Enkeltochter, die ihm die Wirtschaft führte, trug eine bäuerisch-plumpe Gleichgültigkeit zur Schau. Der Floß-Nazi hatte einen gewissen Stolz, der sich in der selbstbewußten Haltung des Kopfes und in der blitzenden Helligkeit seines stahlblauen Auges verriet. Die größten Meister aller Schulen und Richtungen hatten dies wettergebräunte, bartumflatterte Antlitz abkonterfeit: bald als König Lear auf der Heide, bald als Vater Saturn, bald als Bauern, als Bettler, als Proletarier. Fast in sämtlichen Ateliers hing es als Studienkopf. Auch die Malerinnen schwärmten für seine packende Physiognomie, aus der sich die machtvolle Nase mit jedem Jahre schärfer und kühner hervorhob.

Der Floß-Nazi dachte beim ersten Anblick Walestas, eine angehende Künstlerin wolle sich seines gebenedeiten Hauptes zu Kunstzwecken versichern. Er war etwas enttäuscht, als Walesta nichts von Preisen und Sitzungen redete, sondern einfach nach der Adresse des Genre- und Historienmalers Karl Schurz fragte.

„Schurz,“ wiederholte er dumpf und strich mit gespreizten Fingern durch seinen dichten weißgrauen

Langbart. „O ja, Fräulein! Den kenn' ich gut. Der wohnt gar nicht so weit von hier. Kreuzstraße elf, drei Treppen.“

„Ob man ihn jetzt wohl antrifft?“

„Nein, Fräulein. Um die Zeit nicht. Mit sinkender Nacht geht er ins Kaffeehaus. Aber um sechs, halb sieben kommt er wohl heim.“

„Und dann?“

„Dann? Was weiß ich! Dann sitzt er bei seiner Frau bis nach dem Abendbrot.“

Baleska blieb einen Augenblick stumm. Er war also doch verheiratet! Noch einmal empfand sie dies mit der ganzen Ungerechtigkeit menschlicher Selbstsucht als einen Treubruch. Bald aber sah sie ein, daß sie über die Maßen thöricht war. Seine Liebe zu ihr hatte ihm angesichts ihres Verhaltens wie eine schwere Verirrung erscheinen müssen. Verirrungen aber sucht man, so bald es geht, los zu werden.

Und im gleichen Augenblick fühlte sie die bare Unmöglichkeit, ihm je wieder unter die Augen zu treten. Nein, das konnte sie nicht — auch nicht als Keumütige und Verzweifelte. Ihre Meinung in diesem Punkt hatte sich vollständig verwandelt. Sie wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, daß er sie

mit Verachtung behandelte, daß er sie wie einen fremden Eindringling aus dem Hause jagte. Aber die Glückliche, die Beneidenswerte wollte sie sehen, die das geerntet, was sie selbst in ihrer schönen Herzlosigkeit verschmäht hatte. Nur einmal im Leben — und zwar unerkannt — wollte sie ihr die Hand drücken und ihr in diesem Händedruck den einzigen Wunsch darbringen, dessen ihre verödete Brust noch fähig war: den Wunsch, daß der Himmel sie segnen möge für alles Gute und Liebe, was sie dem Teuren jemals erweisen würde.

Baleska sagte dem alten Holzknecht ein Wort des Dankes. Der Floß-Nazi verneigte sich mit fast weltmännischer Gewandtheit. Die junge Dame, die so nachdenklich schien und so merkwürdig aufgereggt, fand Beifall vor seinem Kennerauge.

„Da steckt eine Liebshaft dahinter,“ brummte er, als sie die Treppe hinabstieg, „eine feste und herzhaftes — oder ich will nicht der Floß-Nazi heißen.“





Achtzehntes Kapitel.

Baleska trat wieder auf die Straße hinaus. Die Knie schmerzten sie, und ihr Kopf brannte. Sie winkte sich eine Droschke herbei, nannte dem Kutscher das Ziel und stieg erschöpft ein.

Jedes starke Verlangen macht uns erfinderisch. Baleska wollte sich bei der jungen Frau Schurz als Fräulein Böhling, die Tochter des Oberstabsarztes, vorstellen. Sie erinnerte sich, daß ihre Ähnlichkeit mit Mathilde mehrfach betont worden war. Die junge Frau Schurz kannte Mathilde Böhling schwerlich aus eigener Anschauung; höchstens vielleicht nach dem Bild. Und wenn es dann später auch wirklich einmal herauskam, daß Fräulein Böhling gar nicht in München gewesen war, so wußte man immer noch nicht, wer sich da ihrer Maske bedient hatte . . .

Die Droschke hielt. Baleska stieg aus.

Ein stattliches, vornehmes Gebäude, das wohl kaum länger als ein Jahrzehnt stand. Vom Deckengebälk des Thorwegs hing eine mattgelbe, nicht hinlänglich aufgedrehte Kugellampe herab, die nur gerade erkennen ließ, daß die Wände mit hübschen Reliefschilderungen und vier prächtigen Karpatiden geschmückt waren. Auf dem Podest aber des ersten Stockwerkes brannte das Gas überhaupt noch nicht.

Als Baleska in den Bereich dieser Dämmerung trat, kam von oben her eine dunkle Männergestalt. Es war Schurz, der jetzt flüchtig den Hut zog, wie man im Treppenhaus eine Fremde grüßt. Er hatte sie offenbar nicht erkannt.

Mühsam erklimmte sie noch die nächstfolgende Stiege. Dann, als die Schritte verhallt waren, lehnte sie sich wider das Bronzengeländer und rang nach Atem. Wer ihr damals im Garten der Böhling's gesagt hätte, daß sie nach anderthalb Jahren hier in München so an dem Heißgeliebten vorbeisichreiten würde! Jener leuchtende Maiabend am Teich, die süßen Schmeichelworte, mit denen er sie aufschauend ans Herz gerissen, das Hoch-

gefühl, nun glücklich gelandet zu sein für immer und ewig — das alles kam ihr jetzt vor wie ein Fiebertraum. Und nun packte sie nachträglich ein heftiger Schreck bei dem Gedanken, daß sie ihm doch um ein Haar in die Arme gelaufen wäre. Nur eine halbe Minute früher — und sie hätte ihm droben in seiner Wohnung gegenüber gestanden. Klarer als je empfand sie es jetzt, daß sie vor Scham und Verwirrung gestorben wäre.

Sie stemmte die Hand auf die Brust und suchte ihr pochendes Herz mit Gewalt zur Ruhe zu bringen. Endlich war sie im stande, weiterzugehen und so das dritte Geschoß zu erreichen.

Hier oben brannte das Gas wieder. Mit unsagbaren Empfindungen las sie rechts auf der viereckigen Messingplatte: Karl Schurz, Kunstmaler.

Was wollte sie eigentlich von dieser jungen Frau, deren Leben und Sein ihr doch so gar nichts anging? Jetzt im Begriff, den Elfenbeinknopf der elektrischen Klingel zu drücken, kam sie sich mit der Komödie, die sie ausgedacht hatte, beinahe lächerlich vor. Karl Schurz war für sie doch seit lange so gut wie tot. Nein, weniger noch. Denn seiner Toten darf ja der Mensch in Liebe und Seh-

sucht gedenken. Sie aber hatte die Pflicht, jede Erinnerung spurlos hinwegzutilgen. Sie durfte nicht einmal mehr dem Verlorenen nachweinen. Wozu also diese krankhafte Neugier, diese unsinnige Teilnahme, die ihr nur Qual und Jammer bereiten, ja, wenn der Zufall eine Entdeckung herbeiführte, die schuldlose Frau da drinnen aufregen und erschüttern konnte!

Trotz dieser Erwägungen drängte ein unwiderstehlicher Trieb sie vorwärts. Noch einmal nahm sie all ihre Kraft zusammen, um sich ja durch kein unvorsichtiges Wort, durch kein Mienenspiel zu verraten. Dann berührte sie leise den Knopf.

Ein blitzäugiges Stubenmädchen mit weißem Lakhschürzchen öffnete.

„Ist die gnädige Frau zu Haus?“

„Bitte recht schön. Wen darf ich anmelden?“

„Fräulein Mathilde Böhling,“ gab Waleška zur Antwort. „Leider hab' ich die Karten vergessen. Sagen Sie nur der gnädigen Frau, ich brächte ihr Grüße von einem guten alten Freund ihres Gemahls!“

Das Stubenmädchen hatte sie unterdes in das kleine Empfangszimmer geführt, wo noch

ein Rest des Tages durch die mattschimmernden Stores lugte.

Fast gleichzeitig mit dem Aufzucken der Gasflamme, die das Mädchen über dem palmengeschmückten Rundssofa anzündete, erschien im Rahmen der Seitenthür eine junge goldblonde Frau, ein wunderbares Gemisch weiblicher Sanftmut und urwüchsiger, kernhafter Frische. Frau Betty Schurz hatte die kurze Verhandlung des Mädchens mit der Baronin gehört und kam nun herein, um den erwünschten Gast, der da Grüße von einem alten Freund ihres Mannes brachte, mit reizender Herzlichkeit zu bewillkommen.

Baleska fühlte, wie ihr ein heißer Strom von Weh und Neid durch das Herz ging, als sie dies junge, Geschöpf erblickte, dem so aus jedem Zug ihres freundlichen Blondgesichts die reinste Glückseligkeit sprach.

„Ich habe doch recht gehört?“ fragte Frau Betty liebenswürdig. „Fräulein Mathilde Böhling? Die Tochter des Oberstabsarztes?“

Baleska neigte ein wenig den Kopf.

„Das freut mich unendlich,“ fuhr die Blondine fort. „Erst gestern beim Kultusminister hat er

den Herrschaften erzählt, daß Ihr Papa sein erster Mäcen war . . .“

„Papa hat sich allerdings gleich von Anfang an lebhaft für — Herrn Schurz interessiert.“

„Sammerschade, daß mein lieber Karl nicht zu Haus ist! Er hat eine wichtige Konferenz. Aber bitte, kommen Sie mit hier ins Wohnzimmer! Da ist's wärmer und traulicher.“

„Ich will Sie durchaus nicht über Gebühr aufhalten, gnädige Frau!“ sagte Waleska.

„Ach, aufhalten! Davon kann ja doch gar nicht die Rede sein. Was mit meinem herzlieben Karl in Beziehung steht, ist mir zu jeder Tages- und Nachtzeit willkommen. Er selbst hat leider Gottes die alten Freunde ein bißchen vernachlässigt. Er ist fürchterlich schreibfaul. Bitte recht sehr, legen Sie ab, Fräulein Böhling! Nein, das geht doch nicht, daß wir so ungemütlich und steif . . .“

Wohl oder übel mußte Waleska die Pelzjacke ausziehen und ihren Schleier lösen. Betty Schurz führte sie nach dem Sofa. Dort brannte über dem eirunden Tisch eine silberne Hängelampe. Betty war hier eben damit beschäftigt gewesen, einige Briefe auswärtiger Kunstverleger zu sichten. Während

Baleska sich in traumhafter Willenlosigkeit niederließ, ging Frau Schurz nach der Thür und flüsterte dem rasch herbeispringenden Stubenmädchen ein paar heimliche Worte zu.

Dann setzte sie sich rasch neben Baleska und begann sie mit köstlicher Naivetät auszufragen. Mehr als einmal kam die Baronin bei diesen Fragen Betty's in arge Verwirrung. Die freudige Aufregung aber, in der sich Frau Schurz befand, hinderte sie an jeder Beobachtung. Das nette Mädchen mit dem schlohweißen Latzschürzchen brachte jetzt Thee und etwas Gebäck. Die blonde Frau machte mit liebenswürdigem Eifer die Wirtin.

Nach einer Weile verfiel das Gespräch auf die schon früher von Betty erwähnte Thatsache, daß ihr Gemahl selbst mit dem Oberstabsarzt nicht im Briefwechsel stand.

„Ja, es ist merkwürdig,“ sagte Baleska stockend. „Papa — hat sich manchmal darüber gewundert.“

Betty nickte.

„Sehen Sie,“ meinte sie etwas zögernd, „ich glaube, das kommt nicht nur von seiner Schreibleihaftigkeit. Er muß da in Ihrer altberühmten Kunststadt etwas erlebt haben, was ihm die Erinnerung

an seinen dortigen Aufenthalt unlieb macht. Als ich ihn kennen lernte, sprach er ja überhaupt nicht davon. Erst seitdem wir verheiratet sind, hat er mir hier und da etwas erzählt. Besonders auch von Ihrem Papa. Ehrlich gesagt, als ich vorhin Ihren Namen hörte, da schoß es mir durch den Sinn: du willst doch einmal bei dem Fräulein anknöpfen, ob sie vielleicht eine Ahnung hat . . . Und nun hab' ich ja auch wiederholt angeknöpft, aber wohl ungeschickt; denn Sie haben mich offenbar nicht verstanden. Da muß ich denn schon mal geradezu fragen. Wissen Sie, was ihm dort Unangenehmes begegnet ist?"

Mit äußerster Selbstbeherrschung gab Waleška zur Antwort: „Nein, gnädige Frau.“

„Nun, es kann ja auch allerdings ein Erlebnis rein innerer Art sein. Vielleicht eine Kränkung in seinem Beruf. Ich dachte . . . Aber im Grunde . . . Was zerbrech' ich mir weiter den Kopf? Seit wir verheiratet sind, ist er ja Gott sei Dank über jede Mißstimmung hinaus. Er schafft jetzt so freudig und frisch wie je. Und auch sonst . . . Wir sind außerordentlich glücklich, mein liebes Fräulein! Das können Sie Ihrem Papa sagen, wenn er Sie fragen

sollte.“ Um ihren weichen Mund ging ein bezauberndes Lächeln. „Sind Sie allein in München?“ fragte sie plötzlich.

„Ich —? Nein. Das heißt . . . Ich reise mit einer Freundin . . .“

„Werden wir nicht das Vergnügen haben, Sie noch einmal für ein paar Stunden bei uns zu sehen, wenn Karl da ist? Heute kommt er vielleicht erst lange nach Mitternacht. Und er würde sich doch so sehr freuen!“

„Ich will sehen, ob ich's möglich mache,“ nickte Baleska.

Sie konnte hier kaum noch atmen. Das Glück, das dieser goldblonden Frau so wunderbar aus den leuchtenden Augen sah — es war ja eigentlich ihr, Baleskas, Glück, und sie hatte dies Glück gefühllos von sich gestoßen, um ein langes, verwaistes Dasein in Dunkelheit und Entbehrung zu leben! Was war das für ein entzückendes Heim! Und wie schwelgte die junge Frau im Vollbesitz ihres Gatten! Dabei füllte sie ihn offenbar ganz aus — trotz ihrer Schlichtheit und Brunklosigkeit. Nach allem, was Betty erzählt hatte, durfte Baleska annehmen, daß Karl Schurz tief elend gewesen.

Und doch war es der fernhaft gesunden Natur, der bezaubernden Weiblichkeit Betty's geglückt, ihn ganz und gar über das Weh seiner ersten Enttäuschung hinauszuhoben!

Baleska stand auf.

„Da schlägt es schon sechs. Meine Freundin wird sich den Kopf zerbrechen, wo ich mich so lange herumtreibe . . . Eins noch, gnädige Frau, wenn die Bitte nicht allzu verwegen ist: darf ich vielleicht einen Blick in sein Atelier werfen . . .?“

„Aber natürlich!“ versetzte Frau Schurz lebhaft. „Er hat jetzt elektrisches Licht. Da sehn sich die Bilder so gut an wie bei Tag. Und Sie treffen es günstig. Sechs große Gemälde stehn jetzt herum. Vor allem auch sein berühmtes Lutherbild. Auf besonderen Wunsch des Kaisers kopiert er's jetzt für die Berliner Nationalgalerie. Das Original, das wissen Sie doch, ist nach England verkauft.“

Baleska wußte von nichts. Sie las keine Kunstnachrichten mehr. Aber sie flüsterte gleichwohl: „Sa, ich entsinne mich.“

Frau Betty Schurz steckte ein Wachslicht an und bat um die Erlaubnis, voranschreiten zu dürfen. Das Atelier lag noch eine Stiege höher.

Frau Betty schloß auf und drehte rechts an dem kleinen Handgriff neben der Eingangsthür. Sofort erstrahlte der ganze Raum in tagheller Beleuchtung.

Die Kunstwerkstatt des Ewig-Verlorenen! Da stand nun Baleska inmitten der blühenden Welt seiner Schöpfungen! Links im Vordergrund die großartige Bannbullenkomposition und ihre halb-vollendete Wiederholung. Dann, sehr effektiv und doch zwanglos verteilt, die fünf anderen Bilder in reichen, schön modellierten Umrahmungen. Die Gegenstände, die Karl Schurz hier behandelt hatte, lagen weit voneinander ab und bewiesen die ungewöhnliche Vielseitigkeit des jungen Meisters. Ein heiliger Stephanus von ergreifender Glaubenskraft stach wirkungsvoll ab von einer herb-realistischen Gruppe großstädtischer Gassenkinder, die bei aller Naturwahrheit doch wunderbar in das verklärende Goldrot eines krystallklaren Herbstabends getaucht waren. Eine genial hingeschleuderte Kirchweihscene in sattester Farbenglut bildete einen fast unwahrscheinlichen Gegensatz zu dem Abschied Johanna Grays und zu dem sterbenden Fechter.

Baleska schaute das alles an mit dem Blick

der Vereinsamten, die an der Gruft ihrer Lieben die unfaßbare Inschrift liest: „Gestorben . . .“ Dann schweifte ihr trostloses Auge weiter — rings an den Wänden umher, wo bunt verstreut noch allerlei Skizzen, Entwürfe und Studien hingen. Endlich gewahrte sie im äußersten Winkel zwischen zwei Nachbildungen antiker Büsten die Farbenskizze des Böhlingischen Teiches.

Betty bemerkte, daß Valeska wie gebannt auf diesem Heimweh-Motiv haftete.

„Nicht wahr, ein köstliches Blatt?“ fragte Frau Schurz. „Ich für mein Teil finde es einfach großartig. Karl aber mag es nicht. Er behauptet, es sei geklert, verpfuscht, ein abgeschmackter Gedanke. Er hat's gar nicht erst aufhängen wollen. Und es wirkt doch so stimmungsvoll — und so wunderbar traurig! Man könnte gleich dabei losweinen.“

„Ja, das könnte man!“

Die leise tickende Wanduhr hinter dem Lutherbild hob jetzt knarrend zum Schlag aus. Halb sieben.

„Leben Sie wohl!“ sagte Valeska feierlich. „Vielen Dank, daß Sie mich hier das alles noch haben sehn lassen! Ihrem Gemahl, wenn ich bitten darf, richten Sie einen Gruß aus — von einer

Freundin, die herzinnigen Anteil nimmt an seinem Lebensschickſal! Und Sie, gnädige Frau, möchten Sie immer ſo froh und ſo glücklich bleiben wie jetzt!“

Ein kurzer Händedruck — dann verließ ſie das Atelier und ſtieg langſam die Treppe hinab. Frau Betty ſah ihr gedankenvoll nach.





Neunzehntes Kapitel.

Sinnlos vor Schmerz und Reue trat Waleska hinaus auf die Straße. Es schneite. Ein pfeifender Wind hatte sich aufgemacht, der ihr die spitzen Eisnadeln scharf ins Gesicht warf. Aber sie merkte es kaum. Sie band nicht einmal ihren Schleier vor. Ohne Plan, keines ruhigen Gedankens mehr fähig, rannte sie vorwärts, grausam gehegt von ihrem unermesslichen Weh. Die Vorstellung, jetzt wieder zurück ins Hotel zu sollen, zu dem ehrlichen, guten, thöricht vertrauenden Mann, der von dem Sturm ihrer verzweifeltten Seele nichts ahnte, der trotz all seines guten Willens die verkörperte Dede und Lichtlosigkeit für sie war, erfüllte sie mit unglaublichem Widerwillen. Was war das für eine qualvolle Existenz, die auf sie wartete! Mit dem Bilde des Andern im Herzen — und dies Bild

hatte jetzt unauslöschliche Lebenskraft — würde sie stündlich Komödie spielen, ihr Elend mühsam in sich hineinwürgen und jeden Morgen aufs neue den Fluch fühlen: du hast dein Glück blindlings mit Füßen getreten!

Nein! Was da auch werden mochte, das konnte sie nicht!

Und weiter rannte sie, ohne nur aufzuschauen. Es war, als sei ihr der böse Feind auf den Fersen. Sie dachte nicht mehr: ihr ganzes Ich war nur noch ein einziges großes Angstgefühl. Nichts hielt sie in ihrem wilden Dahinstürmen auf . . .

Nun war sie allein. Die Stadt lag hinter ihr. Durch den immer dichter werdenden Schneefall drang kein Lichtstrahl. Die ganze Natur schien ein einziges mattgraues, eiskaltes Meer. So keuchte sie vorwärts, bis sie hilflos zusammenbrach.

Zwei Tage später las man im städtischen Polizeibericht:

„Gestern früh zwischen fünf und sechs fanden zwei Arbeiter im Englischen Garten eine junge vornehm gekleidete Dame im Zustand vollkommener Erstarrung. Der nachmals in Anspruch genommene

Arzt erklärte, daß der Tod durch Erfrieren schon kurz nach Mitternacht eingetreten sein müsse. Aus dem Notizbuch der Verunglückten ergab sich, daß man die Freifrau Baleska von G., geborene von R., vor sich hatte. Wie sich im Laufe des Tages herausstellte, war sie mit ihrem Gemahl vor kurzem hier eingetroffen und hatte um vier Uhr nachmittags ihr Hotel verlassen, um eine Freundin aufzusuchen. Was dann ferner geschah, das entzieht sich vorläufig noch jeder Vermutung.“



Schriften desselben Verfassers.

Romane.

	Mant
Die Claudier. Vierzehnte Auflage . . .	7.—
Prusias. Sechste Auflage	7.—
Aphrodite. Fünfte Auflage	6.—
Hero. Fünfte Auflage	5.—
Hertha. Dritte Auflage	7.—
Dombrowsky. Zwei Bände. Dritte Auflage	8.—
Themix. Zwei Bände	8.—
Der Mönch vom Aventin. Zweite Auflage	3.—
Familie Hartwig. Zweite Auflage . . .	7.—
Kyparissos. Zweite Auflage	7.—
Roderich Löhr. Zweite Auflage	7.—
Adotja	5.50
Die Hexe von Glauksädt	7.—

Epische Dichtungen.

Das Hohelied vom deutschen Professor. Sechste Auflage	1.—
Venus Arania. Fünfte Auflage	2.—
Schach der Königin. Dritte Auflage . .	3.—
Murillo. Dritte Auflage	2.—

Ferner erschien:

	Mart
Lyra Germano-Latina. Eine Auswahl der berühmtesten deutschen Gedichte ins Lateinische übertragen	1.—
Verstehen wir Deutsch? Volkstümliche Sprachuntersuchungen	1.—
Initium fidelitatis! Humoristisches Lieder- buch. Vierzehnte Auflage	1.—
Jucunda juvenus. Neues humoristisches Liederbuch	1.—

Printed by Prof.
Linien 8 A

Kiedler.
A. G. 32



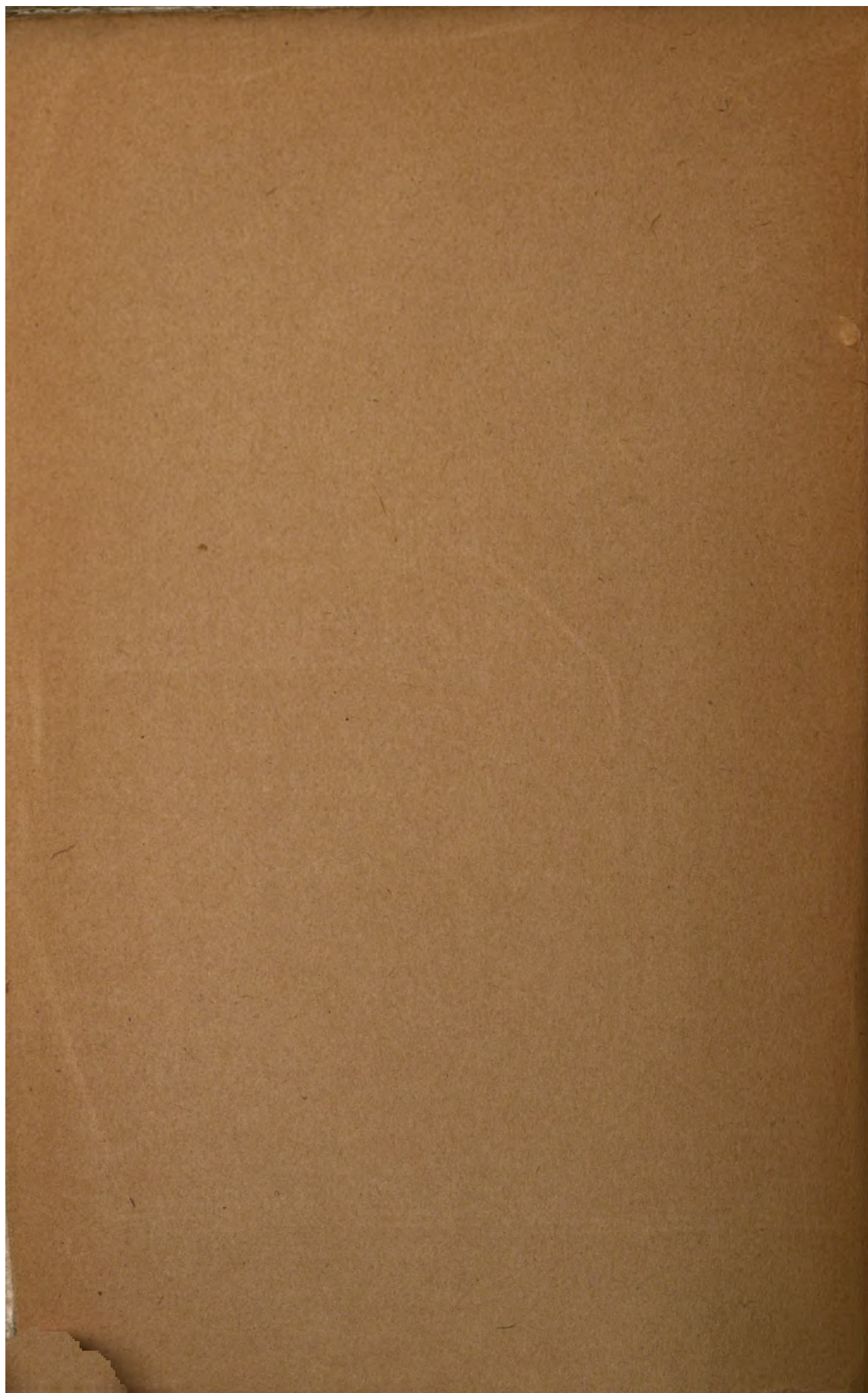
Ernst Eckstein

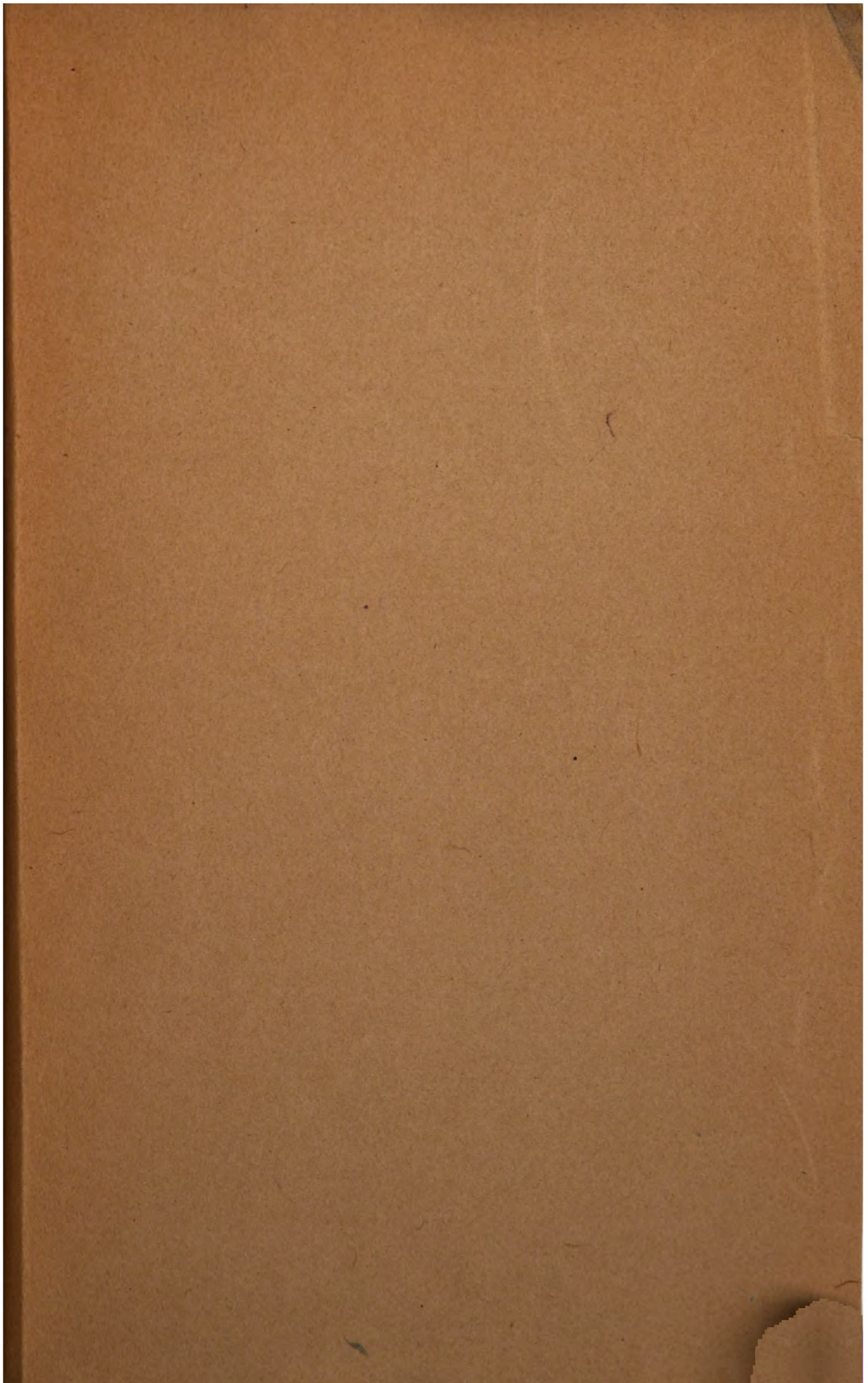
Die . . .
Klosterschülerin

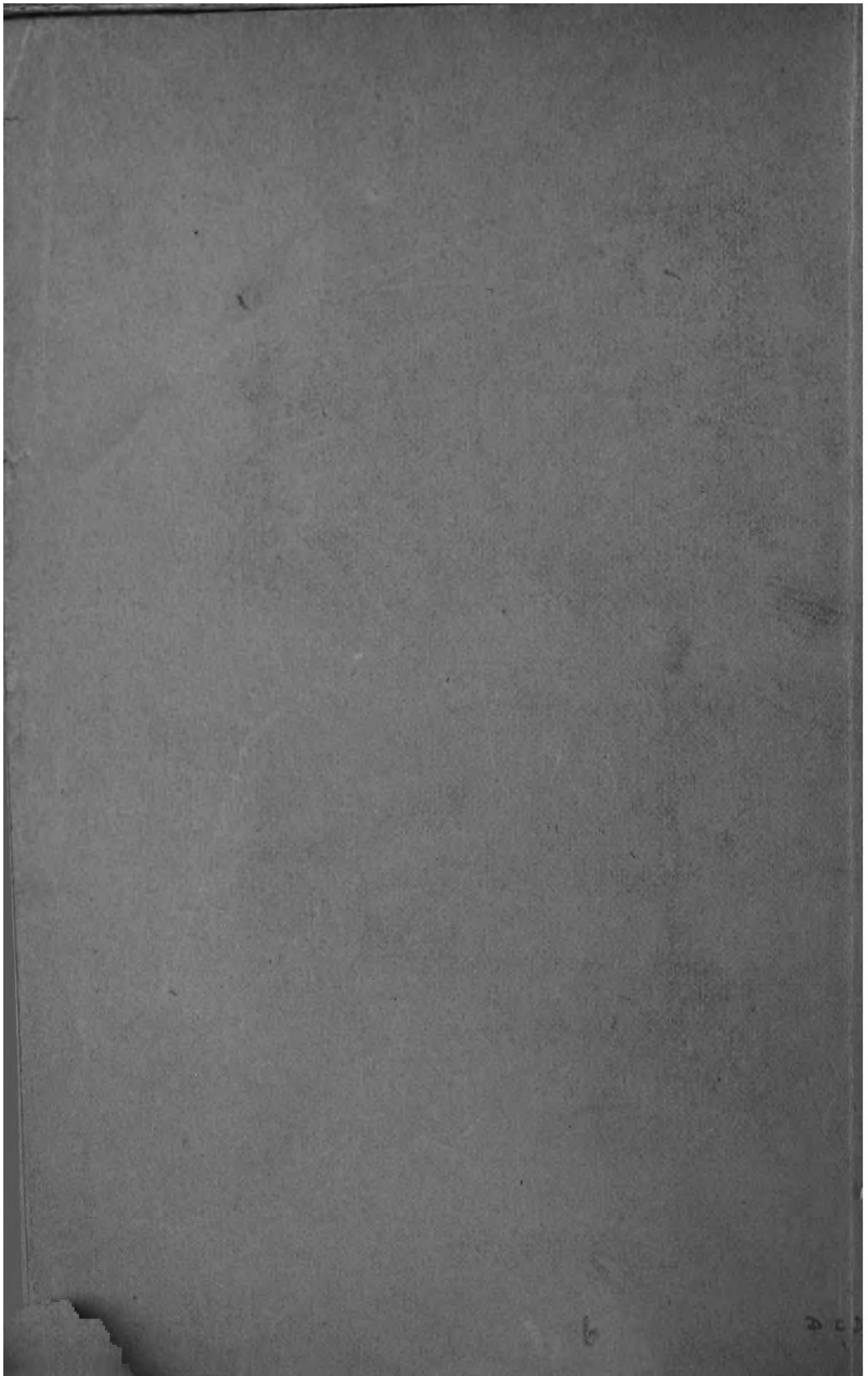
Roman aus der
Gegenwart . .

Dresden u. Leipzig . .
Verlag v. Carl Reissner
1899.

311 a 45









|



